Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heeren, Arnold H. L.,

Kleine historische Schriften

Bd.: 1

Göttingen (1803)

H.misc. 155 h-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10738448-2

H. misc.
155
h-1

…isc. 155 h -1 Heeren

H. P. u. 1222. c.
H: P: 1222 c

<3661760696001 6

<3661760696001 6

Bayer. Staatsbibliothek

Hist. miscell. ~~157~~. 155 h -1

Heeren.

Kleine
historische Schriften

von

A. H. L. Heeren,
Professor der Geschichte in Göttingen.

Erster Theil.

Göttingen,
bey Johann Friedrich Röwer.
1803.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seiner

Churfürstlichen Gnaden

Carl Theodor

Des h. Römischen Reichs durch Germanien
Churfürsten und Erzkanzler
u. s. w. u. s. w.

Dem erhabenen Kenner und Beförderer
jedes Guten und Schönen

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

von

dem Verfasser.

Vorrede.

Indem ich dem Publicum den Anfang einer Sammlung kleinerer historischer Schriften übergebe, glaube ich über den Zweck derselben Folgendes im voraus erinnern zu müssen.

Es ist dabey keinesweges darauf angesehn, frühere zerstreute Aufsätze von mir blos zu

sammlen, und wieder abdrucken zu lassen. Wenn dieses auch mit einzelnen geschiehet, so werden sie nie anders als gänzlich umgearbeitet erscheinen; der bey weitem grössere Theil aber wird ganz neu seyn.

Ich habe mir zwar, da sich einige derselben auf alte, jedoch weit mehrere auf neue Geschichte beziehen werden, in so fern keine feste Grenzen abgesteckt; allein die sämmtlichen, auf neuere Geschichte Bezug habenden, Abhandlungen werden Einem Hauptgesichtspuncte untergeordnet seyn. Sie sollen nemlich überhaupt die Bestimmung haben: "die wichtigsten allge„meinen Ansichten zu entwickeln, welche die Ge„schichte des Europäischen Staatensystems in den „drey letzten Jahrhunderten darbietet." Ich

weiß, wie viel hier noch zu thun übrig ist; und glaube auf diesem Wege vielleicht der Wissenschaft nützen zu können. An Interesse wird es dabey wenigstens dem Stoff nicht mangeln; möge es nur der Behandlung nicht daran fehlen!

Die beyden Aufsätze dieses ersten Bandes die hieher gehören, der erste und letzte, können zugleich als Probe der folgenden dienen. Sie beschäftigen sich mit zwey Gegenständen, welche für die inneren Verhältnisse des Europäischen Staatensystems von der höchsten Wichtigkeit sind. Der eine hat diese lange Zeit hindurch bestimmt, der andere bestimmt sie vorzugsweise gegenwärtig. Gleichwohl kenne ich keine Untersuchung über den einen oder den andern, die, nach einem ähnlichen Plan wie die

meinigen angestellt, das Ganze umfaßte. Ich kann daher diese Versuche nicht für überflüssig halten, wenn ich mich gleich gern bescheide, daß sie unvollkommen sind. Es sind Studien zu einem grösseren Werke, das noch einer höheren Reife bedarf, ehe ich es wagen darf es dem Publicum vorzulegen.

Die Zweyte Abhandlung erschien zwar bereits vor 9 Jahren, in dem **Almanach der Revolutionsopfer**, meines verstorbenen Freundes **Girtanner**. Ich gebe sie aber hier fast gänzlich umgearbeitet. Derselbe Gegenstand ist vor Kurzem von einem unsrer verdienstvollsten Historiker, Herrn Prof. **Hegewisch** in Kiel bearbeitet worden *).

Die Wissenschaft kann

*) In seiner Geschichte der Grachischen Unruhen.

nicht anders als dabey gewinnen, wenn dieselbe Untersuchung von zwey Männern angestellt wird, die beyde gewohnt sind, zu den Quellen zurückgehen.

Wie bald der zweyte Theil dieser Sammlung erscheinen wird, müssen meine übrigen

1801. — Ich will hier noch bemerken, daß der Plutarch in seiner Biographie, und Appian in seinen Bürgerkriegen nach dem Untergange der früheren großen Historiker hier die Hauptquellen sind, ich da, wo sie übereinstimmen, keine Citate nöthig hielt. Nur da wo sie von einander abweichen, oder ich zu den einzelnen Nachrichten Anderer meine Zuflucht nahm, sind sie bemerkt. Zu diesen letztern gehört freylich vorzüglich Cicero; der aber viel zu sehr Aristocrat, im Römischen Sinne des Worts, war, als daß man ein unbefangenes Urtheil über die Gracchen von ihm erwarten dürfte.

Arbeiten, und der Beyfall des Publicums bestimmen.

Göttingen, den 30. April 1803.

Inhalt.

I. Entwickelung der politischen Folgen der Reformation für Europa. Ein vorläufiger Versuch zu der Beantwortung einer, von dem Französischen Nationalinstitut aufgegebenen, Preisfrage. . . . S. 3.

II. Geschichte der Revolution der Gracchen. S. 147.

III. Versuch einer historischen Entwickelung des Ursprungs und Fortgangs des Brittischen Continental-Interesse. Erster Theil von Heinrich VII bis auf das Haus Hannover. S. 255.

I. Ent-

Entwickelung
der
politischen
Folgen der Reformation
für Europa.

Ein
vorläufiger Versuch
zu der
Beantwortung einer, von dem französischen National-Institut aufgegebenen, Preisfrage.

[Das französische National-Institut hat für den Julius des Jahrs 1803 die Preisfrage aufgegeben: welches sind die Folgen der Reformation für die politische Lage der Länder Europas, und für die Fortschritte der Aufklärung? *) Diese, an sich selbst so interessante, Frage, mußte meine Aufmerksamkeit um so mehr erregen, da ich mit dem Gegenstande den sie betrifft mich kurz vorher, wenn gleich zu einem andern Zwecke, beschäftigt hatte. Ich entschloß mich daher einen Versuch zu ihrer Beantwortung zu machen; allein die Bearbeitung des zweiten, etwas heterogenen, Theils, nemlich die Entwickelung der Folgen für die Aufklärung, führte mich in eine Reihe von Untersuchungen, zu denen es mir, um sie bey meinen übrigen Berufsgeschäften gegen die bestimmte Zeit zu meiner eigenen Zufriedenheit zu endigen, an Musse gebrach. So trat ich daher lieber aus der Reihe der Concurrenten heraus, und beschränkte mich nun, blos

*) Quelle a etè l'influence de la reformation sur la situation politique des differens Etats de l'Europe, et sur le progrès des lumières?

meinem Genius folgend, auf den ersten Theil, der eigentlich gleich von Anfang zunächst innerhalb meines Gesichtskreises lag. Wie gern werde ich auf den fremden Kranz Verzicht thun, nach dem ich anfangs ringen wollte, wenn mich der Beyfall des deutschen Publicums, das wohl hier so competente Richter zählt, als irgend ein ausländisches, dafür entschädigen würde!

Die Manier, in der dieser Aufsatz gearbeitet ist, wird hoffentlich durch seine ursprüngliche Bestimmung gerechtfertigt. Er durfte nach dieser, bey der es auf die Form nicht weniger als auf die Sache ankam, nicht das Ansehen einer schulgerechten gelehrten Abhandlung haben. Er soll keinen Anspruch darauf machen, dem gelehrten Historiker irgend etwas Neues im Einzelnen zu sagen; allein er sollte eine Vollständigkeit der Ansichten gewähren, die vielleicht die neuere Geschichte Europas im Allgemeinen in einem helleren Lichte erscheinen läßt. Er soll keine Geschichte lehren, die ich als bekannt voraussetzen muß, sondern nur Raisonnement über Geschichte enthalten. Ihn in eine neue Form umzugiessen, schien mir bedenklich, da diese Operation bey Werken des Geistes fast noch mißlicher, als bey andern Gegenständen ist].

Die großen politischen Catastrophen, durch welche auf lange Zeit hinaus das Schicksal der Menschheit bestimmt wird, die wir unter der allgemeinen Benennung der Revolutionen zu begreifen pflegen, zeigen sich in Rücksicht ihres Ursprungs dem aufmerksamen Beobachter bald von einer gedoppelten Art. Entweder waren sie das Werk eines Einzelnen, der, seinen Leidenschaften fröhnend, als Eroberer auftrat; und, vom Glücke begünstigt, Staaten in den Staub stürzte, um auf den Trümmern derselben den Thron seiner Größe zu errichten. Man könnte sie rein-kriegerische Revolutionen nennen; da sie gleich von Anfang an diesen Charakter annahmen, und Krieg ihr unmittelbarer Zweck war. Von dieser Art waren nicht blos die Unternehmungen eines Cyrus, eines Timur, sondern auch

mancher anderer gefeyerter Helden, die, selbst an der Spitze gebildeter Nationen, Erobern nicht blos zu ihrem ersten, sondern auch zu ihrem letzten Zweck machten. Erscheinungen dieser Art können sehr interessant durch ihre Folgen werden; in ihrem Anfange sind sie es weniger, da sie aus einer einzigen und in ihrem Ursprunge gewöhnlich schon unreinen Quelle, der der menschlichen Herrschsucht, fließen.

Aber von ganz anderer Art ist die **zweyte Gattung** der Revolutionen, die wir unter dem allgemeinen Nahmen der **Moralisch-politischen** begreifen wollen, weil sie ihren Grund in der moralischen Natur des Menschen haben. Wir verstehen darunter diejenigen, welche durch langsam verbreitete aber herrschend gewordene Volksideen vorbereitet werden, die mit der bisher bestehenden Ordnung der Dinge einen Contrast bilden, und daher, sobald sie in Wirklichkeit gesetzt werden sollen, gewaltige Erschütterungen und große Veränderungen bewirken müssen. Gleich der Quelle, die kurz nach ihrem Ursprung sich

unter der Erde verlohr, um in weiter Entfernung, im Verborgenen verstärkt, als mächtiger Strom wieder hervorzubrechen, entstehen diese Revolutionen in Augenblicken, wo Niemand daran dachte plötzlich mit furchtbarer Gewalt, und erzeugen Erscheinungen, die auch der Scharfsichtigste nicht hätte voraus sehen können. Von denen der ersten Gattung unterscheiden sie sich also gleich darinn, daß sie nicht bloß in ihren Folgen, sondern schon in ihrem Ursprunge höchst interessant sind. Ihr allgemeiner Charakter ist, daß sie lange und meist unbemerkt vorbereitet werden. Sie geben daher auch dem Auge des geübten Beobachters schon gleich anfangs hinreichende Beschäftigung, da es nicht leicht zu seyn pflegt, ihrer wahren Entstehung nachzuspüren, wenn auch die Veranlassung des Ausbruchs vor Augen liegt. Sie unterscheiden sich ferner von den erstern darin, daß sie gewöhnlich nicht aus Einer, sondern aus Vielen, oft sehr verschiedenen, Quellen zu entspringen pflegen, die eben durch ihre Vereinigung sich zu dem mächtigen Strome bilden, der endlich alle Dämme durchbricht, und

Alles mit sich fortreißt, was sich seinem Laufe widersetzen will.

Ideen, die allgemein verbreitet und allgemein wirksam werden sollen, müssen von der Art seyn, daß Jedermann, daß auch die große Masse des Volks für sie empfänglich ist, und durch sie zum Handeln gebracht werden kann. Es giebt nur zwey Arten solcher Ideen, die religiösen und die politischen. Die gelehrten Kenntnisse können nur der Antheil einer beschränkten Anzahl von Menschen seyn; die Systeme der Philosophen haben noch keine Kriege zwischen den Nationen erregt, wenn gleich einzelne ihrer Meynungen, zu Volksbegriffen ausgeprägt, darauf Einfluß haben konnten. Die Ideen dagegen von Religion und Vaterland sind zu tief in unsere moralische Natur verflochten, als daß sie blos Gegenstand der Vernunft bleiben, und nicht auch Gegenstand des Gefühls werden sollten. Je dunkler sie blieben, um desto stärker scheint eben ihre Kraft zu seyn; und so sind sie es, die auch den ungebildeten Haufen zu elektrisiren vermögen, und ihm eine Wirksamkeit geben, die leicht den Charakter des Enthu-

siasmus, ja selbst des Fanatismus, annimmt. Religiöse Ideen scheinen zwar keinen nahen Zusammenhang mit der Politik zu haben, allein, wäre auch die Verbindung des öffentlichen Cultus mit dem Staat weniger eng, wo es einmahl dem Umsturze gilt, fällt gewöhnlich mehr wie sich berechnen läßt. Wer vermag dem durchgebrochenen Strom seine Bahn, wer dem Erdbeben seine Gränzen zu bezeichnen?

Wie furchtbar aber auch diese Erschütterungen sind, so scheint doch durch sie vorzüglich das Schicksal der Menschheit bestimmt zu werden. Die moralische Welt bedarf zu ihrer Reinigung und Erhaltung der Stürme nicht weniger als die physische. Allein es gehören Generationen, es gehören Jahrhunderte dazu, ehe sich ihre Wirkungen so weit entwickeln, daß das blöde Auge des Sterblichen sie einigermaaßen umfassen kann; und er es wagen darf, über den ganzen Umfang ihrer Folgen sich ein Urtheil anzumaaßen. Und wenn auch endlich dieser Zeitpunkt erscheint, wo hätte der Beobachter wohl mehr Ursache ein Mistrauen in sich selber zu setzen, und es sich

oft zu wiederhohlen, daß sein Gesichtskreis nur beschränkt, und die Ueberschauung des unendlichen Ganzen der Weltgeschichte auch nur das Vorrecht eines unendlichen Wesens ist?

Seitdem nach dem Fall des römischen Reichs die Staaten des neueren Europas sich bildeten, hat dieser Welttheil **drey** solche Revolutionen gesehen. Das tiefe Sinken seiner Bewohner im Mittelalter, hatte seinen Hauptgrund darin, daß es Jahrhunderte hindurch an einer Erschütterung fehlte, die den Geist des Menschen und nicht blos seine Arme bewegte. Daher jene tiefe Nacht der Barbarey, die im zehnten und eilften Jahrhundert selbst den letzten Schimmer der Aufklärung endlich auszulöschen drohte, bis am Ende des letztern die **Kreuzzüge** entstanden, und die erstorbene Menschheit aus dem Schlummer aufschüttelten, der ihr tödtlich zu werden schien. Wenn gleich vergeblich in ihrem Ausgange legten sie doch den Grund zu einer neuen Ordnung der Dinge in Europa. Die Fesseln der Leibeigenschaft wurden, wenn auch langsam, dem Landmann gelöset; und während in den Burgen und bey den Festen

der Ritter die junge Muse es zuerst wagte in eigener Rede zu singen, bildete sich durch den Handel, den sie Europa schenkten, in den Städten dieses Welttheils jener Bürgerstand, an dessen Gedeihen das weitere Schicksal der Völker geknüpft werden sollte.

Nach vier Jahrhunderten erlitt Europa eine **zweyte** noch größere Catastrophe durch die **Reformation**; und wenn diese mit der früheren darin überein kam, daß sie beyde zunächst aus religiösen Ideen flossen, aber auch beyde in gleichem Grade politisch wichtig wurden, so war es unserm Zeitalter aufbehalten, eine **dritte** Revolution zu sehen, die, aus politischen Ideen entsprungen, auch unmittelbar eine politische Tendenz erhielt; und, wenn sie in allen ihren Folgen sich erst wird entwickelt haben, dem Geschichtschreiber künftiger Jahrhunderte vielleicht noch einen reichhaltigern Stoff als eine jener früheren darbieten wird.

Das N. J. indem es eine Entwicklung der Folgen verlangt, welche die Reformation sowohl für die Politik als für die Aufklärung von Eu-

ropa gehabt hat, wählte einen Gegenstand der seiner würdig war. Es ist eine Aufgabe, die, noch von Niemand befriedigend aufgelößt, jetzt reif für die Auflösung ist. Fast drey Jahrhunderte sind verflossen, seitdem jene Veränderung begann; ihre Folgen haben sich in allen ihren Haupttheilen entwickelt; der Nebel der Vorurtheile und Leidenschaften, der, anfangs über die Zeitalter großer Revolutionen schwebend, den Zeitgenossen die freye Ansicht verbietet, ist jetzt lange zerstreut; und der beschränkte Blick des Beobachters trägt billig allein die Schuld, wenn er es nicht vermag die weite Aussicht zu umfassen, die sich ihm darstellt.

Die gegenwärtige Untersuchung, indem sie die Entwicklung der Fortschritte der Aufklärung Andern überläßt, wird nur der Darstellung der **politischen Folgen der Reformation für Europa** gewidmet seyn; und in dem ersten Abschnitt diese für die einzelnen Staaten dieses Welttheils in Rücksicht auf ihre innern Verhältnisse, in dem andern für den gesellschaftlichen Zustand,

und das Staatensystem von Europa im allgemeinen, darzulegen suchen.

Daß der Forscher, der über einen solchen Gegenstand urtheilen will, sich einen Standpunkt wählen muß, wo er über alle die Vorurtheile, welche Erziehung, Vaterland, und Religion in den Weg legen können, sich erhebt; daß er ferner dem Schimmer des Neuen oder des Paradoxen nicht das Wahre, wenn auch Bekannte, aufopfern darf, — sind Forderungen, welche sich von selbst verstehen. Nur über das, was man **Folgen** der Reformation zu nennen berechtigt ist, wird es einer Anmerkung bedürfen, welche die Aufmerksamkeit des Lesers um so mehr fordern darf, da sie die Grundlage der folgenden Untersuchung nothwendig ausmachen muß.

Die **Folgen** jeder Begebenheit sind theils **unmittelbare**, theils **mittelbare**. Der Charakter der **unmittelbaren** Folgen ist der, daß sie aus der Natur der Begebenheit von selbst fliessen müssen, und daher auch von einerley Natur mit ihr selber seyn werden. Die unmittelbaren Folgen einer religiösen Revolution können

nur auf Religion Beziehung haben; und konnten also bey derjenigen, von der hier die Rede ist, keine andere, als die Veränderung des Lehrbegriffs oder des Cultus in gewissen Theilen der christlichen Kirche seyn. Die **mittelbaren Folgen** einer Begebenheit unterscheiden sich von jenen darin, daß sie nicht geradezu aus dem Wesen der Begebenheit fließen, sondern durch zufällige Verhältnisse, Verbindungen, und Zeitumstände hervorgebracht werden, jedoch so, daß sie ohne jene Begebenheit nicht erfolgt seyn würden. Es fällt in die Augen, daß der Kreis der unmittelbaren Folgen jeder Begebenheit im Verhältniß der mittelbaren nur sehr beschränkt seyn kann. Aber eben deßhalb würde die Schilderung der Folgen eines Ereignisses nur sehr einseitig ausfallen, welche sich auf die erstern allein einschränken wollte. Es ist wahr, man kann dagegen einwenden, daß der Kreis der mittelbaren Folgen unendlich, und also unübersehbar, sey, da jede Wirkung wieder die Ursache neuer Wirkungen wird. Allein erstlich wird er für das Auge des Sterblichen schon durch die Zeit beschränkt, da nur das bisher Ge-

schehene von ihm beobachtet werden kann; und dann giebt es auch hier einen Maaßstab des Näheren und Entfernteren, der leicht sich anwenden läßt. Zeigen sich die Zirkel, die der Stein bildete den man ins Wasser warf, dem Auge nicht weithin deutlich genug, wenn auch die äußersten endlich sich seinem Blick entziehen?

Was die Reformation für Politik und Aufklärung wirkte, gehörte nur zu ihren mittelbaren Folgen, und indem das N. J. die Entwicklung von diesen verlangte, zeigte es schon durch die Aufgabe selber, wie weit der Kreis der Untersuchung sich ausdehnen sollte. Es konnte den einsichtsvollen Urhebern dieser Frage nicht entgehen, daß sie eben dadurch ihr größtes Interesse erhielte; ja, daß sie eben dadurch eine Aufgabe wurde, deren Auflösung einen Sonnenblick der Hoffnung gerade **unserm** Zeitalter gewährt. Die entfernten Resultate jeder großen Revolution täuschten stets die Erwartung; und vielleicht giebt es für den Forscher der Geschichte keinen höhern Genuß, als die Verfolgung dieses wunderbar verschlungenen Fadens der Begebenheiten unseres

Geschlechts. Indem er von ihm geleitet diese Labyrinthe durchirrt, öffnet sich ihm oft zwischen Abgründen und Felsen eine lachende Landschaft; und versunken in Bewunderung vernimmt er aus den Stürmen der Jahrhunderte die Stimme dessen, der ihm zuruft: daß seine Wege nicht unsre Wege sind!

Und so erhebt Euern Blick, Ihr, welchen gleichfalls das Schicksal es bestimmte die Zeitgenossen, die Theilnehmer, die Opfer einer Revolution zu werden! Ihr, die ihr den Vater, den Bruder, den Freund, ach! die ihr vielleicht Alles verlohrt! Auch auf den Scheiterhaufen der Inquisition, auch auf den Schlachtfeldern von Mühlberg, von Nördlingen und Lützen, floß des schuldlosen Blutes wohl so viel, als unser Zeitalter dessen hat fliessen sehen! Und dennoch verzogen sich endlich die Gewölke, und das Gestirn des Tages blickte auf eine friedliche und bessere Welt herab. Schneller als damals klärt sich jetzt der Horizont auf; und vielleicht ist es Euch selber noch bestimmt, das bessere Zeitalter zu sehen, das damals erst spätere Generationen erblickten!

Wenn

Wenn gleich die ursprüngliche Tendenz der Reformation keinesweges politisch war, so machten es doch die engverschlungenen Verbindungen des Staats und der Kirche in dem damaligen Zeitalter unvermeidlich, daß, wenn sie sich ausbreitete, sie auch binnen kurzem eine politische Tendenz erhalten mußte. Zwar bestanden im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts die Verhältnisse nicht mehr in ihrer ganzen Stärke, die in der vorhergehenden Periode das ganze westliche Europa gewissermaaßen zu Einem Reiche gemacht hatten, das unter dem Supremat des Papstes eine Anzahl von Fürsten zählte, die als die Vasallen des höchsten geistlichen Oberhaupts betrachtet wurden. Nicht nur der kecke Ungehorsam mancher dieser geistlichen Söhne, sondern vielleicht noch mehr die Fehler des römischen Hofes selbst, der durch ein Schisma von mehr als 70 Jahren (1378 — 1449.), während dessen bald zwey bald drey Päpste sich wechselseitig excommunicirten, die christliche Welt geärgert, und die Versammlung von Concilien veranlaßt hatte, die den furchtbaren Lehrsatz aufstellten, daß sie über dem Ober-

haupt der Kirche seyen, hatten jene Weltherrschaft bereits gebrochen, die Gregor VII. gegründet hatte. Aber demungeachtet waren in der christlichen Welt Kirche und Staat noch viel zu tief in einander verflochten, als daß eine Reform in der erstern nicht auch auf den letzteren hätte zurückwirken müssen. Sträubte man sich auch den Papst als Schiedsrichter in weltlichen Dingen anzuerkennen, so übte er doch als geistliches Oberhaupt sowohl durch die geistliche Gerichtsbarkeit, wie auf manche andere Weise, noch viele der wichtigsten Rechte aus, ohne denen zu widersprechen sich kaum eine Reform denken ließ. Sobald aber eine solche nur einigermaaßen um sich griff, konnten auch die Fürsten dabey nicht gleichgültig bleiben; sie **mußten** sich für oder wider sie erklären. Im letztern Fall lagen sie im Kampfe mit einer Parthie in ihrem eigenen Lande, welche der Druck selber zu einer politischen Parthie machen mußte; im erstern standen sie selber als Gegner des Papstes da; und in dem einen wie in dem andern war bald die politische Tendenz der Reformation entschieden. Der Zeitpunkt aber, wo

sie diese Gestalt annahm, mußte die Wichtigkeit dieser Begebenheit verdoppeln.

Als die Reformation ausbrach, gab es in Europa durchaus kein großes moralisches Interesse mehr, daß auf die Politik hätte Einfluß haben, und dieser einen lebendigen Geist hätte einhauchen können. Von Italien aus, wo das Bedürfniß des Gleichgewichts der Staaten, welche dieses Land enthielt, eine verfeinerte Staatskunst gebildet hatte, hatte sich diese zwar auch über die Alpen verbreitet; allein in den Händen von Ferdinand Catholikus war sie nur zu einem förmlichen System des Betrugs umgebildet. Der Einfluß, den die Nationen Europas selbst bis dahin durch ihre Stellvertreter auf ihre Angelegenheiten gehabt hatten, fieng zugleich an entweder gänzlich zu verschwinden, oder doch unbedeutend zu werden. Was wurden die spanischen Cortes schon unter Ferdinand und Isabella, und noch mehr unter ihren Nachfolgern? Was das Parlament von England unter Heinrich dem achten? Was die Versammlung der allgemeinen Stände in Frankreich seit Ludewig dem Zwölften? Alle

Fäden der Politik waren also in den Händen einiger Mächtigen, die sie nur mißbrauchten um ein elendes Gewebe von Intriguen zu der Befriedigung ihrer Leidenschaften daraus zu spinnen. Wer die Beweise davon sucht, werfe nur einen Blick in die Geschichte der sinnlosen Ligue von Cambray und ihrer abentheuerlichen Folgen. Die Nationen Europas sahen diesem elenden Gaukelspiele, das auf ihre Kosten aufgeführt ward, mit Gleichgültigkeit zu, und ihre Apathie müßte sie um so schneller unter das Joch des Despotismus gebracht haben, da die jetzt herüberströmenden Schätze der neuen Welt den Herrschern dazu auch neue Mittel darboten.

Sollte Europa aus dieser Lethargie geweckt werden, so bedurfte es dazu eines **neuen großen Interesse**, das nicht blos das der Herrscher, sondern auch das der Völker, war; und über welches man jenes elende Gewebe von Cabalen vergaß, das bisher die Politik dieses Welttheils entehrte. Ein solches neues und großes Interesse erschuf die Reformation, und dies giebt den allgemeinen Gesichtspunkt, aus dem man ihre po-

litische Wichtigkeit würdigen muß. Statt des platten Eigennutzes wird Religion jetzt die Triebfeder der Politik; und bald giebt es nicht leicht ein politisches Interesse, das nicht mehr oder minder zugleich religiöses Interesse, nicht leicht eine politische Parthie, die nicht mehr oder minder zugleich religiöse Parthie, ja nicht leicht einen Krieg, der nicht zugleich mehr oder minder Religionskrieg gewesen wäre. Wie richtig oder unrichtig dem Philosophen die Lehren erscheinen mögen über die man stritt, ist hier eine gleichgültige Frage; das Schicksal der Menschheit hängt davon ab, daß sie für etwas Großes und Erhabenes Interesse faßt; und groß und erhaben muß die Religion selbst in den Augen des Atheisten wenigstens praktisch erscheinen, wenn er sie auch theoretisch verachtet. Es mag seyn, daß zugleich mit dem neuen Interesse, das hier aufgeregt ward, auch ein Heer von Vorurtheilen und Leidenschaften erwachte, welches die Menschheit oft im Einzelnen auf Abwege führte; das große Ganze gieng darum doch seinem Ziele zu! Erwarten, daß unser Geschlecht auf dem geraden Wege, den die

kalte Vernunft bezeichnet, ungestört zu seiner Ausbildung fortschreiten soll, heißt seine Natur verkennen, die, mit der Sinnlichkeit gepaart, keine rein vernünftige Natur ist. Kaum vermag es das Individuum jenen Pfad zu betreten, niemals aber die Gattung, die nur durch Umwege ihrem Ziele sich nähert.

Erster Abschnitt.

Entwickelung des politischen Einflusses der Reformation auf die einzelnen Staaten von Europa in Rücksicht ihrer innern Verhältnisse.

Deutschland.

Wenn die Natur der Dinge es mit sich brachte, daß derjenige Staat, wo die Reformation begann, ihre Folgen am frühesten empfand; so lag es auch in seinen inneren Verhältnissen, daß er sie am stärksten empfinden, und am heftigsten durch sie erschüttert werden mußte. Nur in einem so getheilten Lande konnte sich, indem einzelne seiner Fürsten sich ihrer annahmen, mit Leichtigkeit eine mächtige Parthie bilden, welche die neue Lehre schon in ihrem Aufkeimen in ihren Schutz nahm, und, indem sie die Pflegerinn ihrer Kindheit wurde, es verhinderte, daß sie nicht gleich nach ihrem Ursprunge wieder hinstarb. Es ist bekannt, daß der

Beherrscher des Landes wo Luther auftrat, der Churfürst Friederich der Weise von Sachsen, dem aber bald mehrere folgten, sich zuerst um sie dieses Verdienst erwarb. Auf diese Weise wurde sie also zugleich Staatssache; und als sie bald förmlich und öffentlich als solche behandelt, als sie 1521 zur Entscheidung vor den Reichstag gebracht wurde, war die hohe politische Wichtigkeit derselben schon so entschieden, daß ihre Verdammung selbst sie nur noch erhöhen konnte.

Deutschland war, als Staatskörper betrachtet, wie Luther auftrat beynahe eine Nulle in dem Europäischen Staatensystem. Voll Kräfte in seinem Innern, konnte es doch diese Kräfte nicht gebrauchen. Seine Constitution, durch das Herkommen gebildet, war nicht viel mehr als ein Chaos. War auch das Verhältniß, in dem die ersten seiner Fürsten gegen das Reichs-Oberhaupt standen, durch die goldene Bulle (1356.) so ziemlich bestimmt, — wer mochte es sagen, was eigentlich Rechtens zwischen dem Kayser und den übrigen Ständen sey? Der Charakter und die persönliche Kraft des Oberhaupts war es daher

auch gewöhnlich, die sein größeres oder geringeres Ansehen entschied. Unter der langen Regierung von Friederich dem Dritten, der über ein halbes Jahrhundert auf dem Throne schlief (1440–1492.), war dieses fast vernichtet; und unter der von Maximilian dem Ersten, ungeachtet der neugetroffenen Einrichtungen, doch an und für sich nur wenig vermehrt. Unter allen übrigen Fürsten in Deutschland war aber kein einziger, der durch seine Macht Achtung eingeflößt hätte. Sie lebten mehr wie gute Hausväter, als wie Fürsten; und der Beherrscher des Landes schien wenig mehr als der größte Güterbesitzer in demselben zu seyn. Auch war kaum eine Aussicht, daß eins ihrer Häuser sich sehr bald würde heben können. Das Gesetz der Untheilbarkeit wurde nur bey den Ländern beobachtet, auf denen die Churen ruhten. Sonst theilte der Vater dem Herkommen gemäß sein Land zwischen den Söhnen; und so konnte nicht leicht, da die Ehen oft nur zu reichlich gesegnet waren, in irgend einem Hause eine große und feste Ländermasse sich bilden. Diese Schwäche der einzelnen erzeugte auch

nothwendig die Unbedeutsamkeit des ganzen Corps. Zwar kam man auf den Reichstägen zusammen, und besprach sich über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten; aber Friederich III. hatte sich nicht mahl die Mühe gegeben, die Reichstäge persönlich zu besuchen; und sein Sohn, der immer Projekte, aber nie Geld hatte, that es meist nur, um mit seinen Geldforderungen die Stände zu behelligen. In der That, hätte sich nicht seit einem halben Jahrhundert der Erbfeind der Christenheit im Osten von Europa festgesetzt, dessen wildes Vordringen die Deutschen oft nöthigte zusammenzuhalten, — man sieht nicht, warum der deutsche Reichsverband sich nicht völlig hätte auflösen sollen?

Die Reformation war es, und nur die Reformation allein, die diesem hinsterbenden Staatskörper plötzlich neues Leben einhauchte, und ihm die politische Wichtigkeit gab, die er seitdem gehabt hat. Mehrere der deutschen Fürsten erklärten sich bald für sie, (ob aus Ueberzeugung, oder aus andern Motiven, gilt hier gleichviel;) wogegen das neue Oberhaupt des Reichs es seinem

Interesse gemäß fand, sie zu verdammen. Carl der Fünfte fühlte es bald, daß in ihren Beschützern sich eine Oppositionsparthie gegen ihn bildete; und wenn seine ursprüngliche Abneigung gegen die Lehre der Protestanten, wie sie nun bald hießen, ihren Grund vielleicht in seiner religiösen Ueberzeugung gehabt hatte, so wurde der Haß gegen sie doch bald blos ein politischer Haß. Allein Carl V. war nicht der Mann, der sich durch eine Leidenschaft hätte verblenden lassen; sie ward für ihn nur die Grundlage zu einem neuen Entwurf, um dessen Ausführung bald die ganze Geschichte seiner deutschen Regierung sich dreht, durch Unterdrückung dieser Oppositionsparthie sich den Weg zu der Herrschaft von Deutschland zu bahnen. Sobald aber dieser Plan nur durchschimmerte, wurde wiederum eine nähere Verbindung der protestantischen Fürsten und Stände eine natürliche Folge davon. So standen seit dem Schmalkalder Bündniß (1530.), beyde Parthien mit den Waffen in der Hand einander gegenüber, und früher schon würde es zum Bruch gekommen seyn, wenn den vielbeschäftigten Kay-

ser nicht andere Unternehmungen abgehalten hätten. Als er endlich nach sechszehn Jahren die Sachen auf den Punkt gebracht hatte, auf den er sie bringen wollte, als er 1546 wirklich losschlug, zeigte zwar der Erfolg, daß die Talente seiner Gegner nicht ihrem Muth gleichkamen, und der Ausgang der Schlacht bey Mühlberg (1547.) schien selbst die kühnsten Hoffnungen des Kaysers zu übertreffen; allein kaum hatte er angefangen seines Siegs zu genießen, als die kühne Hand eines Jünglings seinem grauen Haupte in wenig Tagen die Lorbeeren entriß, die er in einem mühevollen Leben gesammelt hatte; und **Moriz** durch den Traktat zu Passau (1552.) alle die ehrgeizigen Träume verschwinden machte, an denen sich Carl so lange geweidet hatte.

So war, mit wenig Worten, der Gang der innern Geschichte des deutschen Reichs in dieser großen Crise, die sein weiteres Schicksal bestimmte. Aber damals war auch bereits Deutschland nicht das alte Deutschland mehr. Das neue große Interesse, das hier aufgeregt war, hatte eine neue Politik erzeugt. Seine Fürsten hatten sich füh-

len gelernt; sie hatten sich gezwungen gesehen, ihre Kräfte zu entwickeln; und wenn gleich die Passauer Präliminarien, und der Religionsfriede der sie 1555. zu Augsburg bestätigte, der alten und der neuen Parthie ihre constitutionsmäßige Existenz nebeneinander sicherten, so konnte doch die vormalige Indolenz, und mit ihr die vorige politische Unbedeutsamkeit, nicht wieder zurückkehren. Mit den Worten des Friedens auf der Lippe, starb doch der Groll und das Mistrauen im Herzen nicht; die neue Spannfeder der Politik behielt ihre ganze Kraft; mit den Waffen in der Hand blieb man einander gegenüber, oder legte sie nur weg, um sie bey der ersten Veranlassung wieder zu ergreifen. Der vorige Friede war auch in der That zu wohlfeil erkauft, als daß er auf immer hätte dauern können. Große Revolutionen lassen sich nicht durch einen Streich des Augenblicks beendigen; und mehr war doch die glückliche Unternehmung von Moritz nicht. Ungeachtet des Friedens glich Deutschland dem wogenden Meer nach dem Sturm; fortdauernd blieb es in einer Art von revolutionärem Zustand

de, der eine neue Explosion erwarten ließ, und es würde eine der auffallendsten Erscheinungen in der Geschichte seyn, wenn der persönliche Charakter der drey nächsten Nachfolger von Carl V. sie nicht erklärte, wie es bis zum Jahr 1618. dauern konnte, da endlich der dreyßigjährige Kampf ausbrach, der durch den westphälischen Frieden den Streit der Parthien zü einer völligen Entscheidung brachte; und dem deutschen Reiche diejenige Constitution gab, die bis auf unsere Zeiten als das Palladium seiner Existenz betrachtet wurde.

Auf diese Weise bildete sich durch die Reformation und ihre Folgen der deutsche Staatskörper zu dem was er nachmals geworden ist, und der Geist den sie ihm eingehaucht hatte blieb fortdauernd das Princip seines Lebens. Es war fast ungedenkbar, daß ein solcher Staatskörper, der ein Inbegriff so vieler und so verschiedenartiger Staaten war, fortdauernd durch Ein allgemeines Interesse in Thätigkeit erhalten werden konnte. Welches hätte dieses seyn sollen? Etwa das Streben nach Vergrößerung, oder wenigstens

nach einem großen Einfluß auf die Angelegenheiten fremder Nationen? — Ein solches Streben konnte unmöglich bey einem Staat statt finden, der, bey aller Kraft zum Widerstande, doch fast gar keine Kraft zum Angriffe besaß. Etwa ein allgemeines Handelsinteresse? Deutschland hat kein solches, und kann es nicht haben, weil seine Lage und seine Zerstückelung es unmöglich machen. Also bleibt blos dasjenige übrig, welches aus dem Bedürfniß einer gemeinschaftlichen Vertheidigung bey Angriffen von aussen entstand. Die Geschichte hat aber schon in vielen Beispielen gezeigt, daß, da diese vorübergehend sind, auch ein solches Interesse nur vorübergehend seyn kann; und die Geschichte von Deutschland hat insbesondere gezeigt, wie leicht es den Feinden des Reichs wurde, in einem so zusammengesetzten Staat sich Freunde zu verschaffen, und Deutsche durch Hülfe von Deutschen zu bekriegen. Für einen solchen Staatskörper war die Einigkeit mit sich selbst nichts anders als eine langsam schleichende Krankheit, die, indem sie ihm den Anschein der Gesundheit ließ, ihn desto gewisser einem der

beyden Extreme, entweder der gänzlichen Auflösung, oder auch der Unterjochung unter die Macht seines übermächtigen Oberhaupts, auf jeden Fall aber seinem Ende, entgegenführte. Nur ein **Princip der Trennung** konnte in ihm jene rege Lebenskraft erhalten; und dieses erschuf die Reformation, indem sie der protestantischen und catholischen Parthie jeder ihr eigenes Interesse gab. Freylich ließ sich gar nicht mit völliger Gewißheit vorher sagen, wohin auch diese Spaltung führen konnte. Die Einmischung fremder Mächte in die Streitigkeiten der Parthien schien dabey unvermeidlich, und war es auch wirklich; allein eine Reihe glücklicher Verhältnisse half über die Folgen weg, welche diese drohete. Wäre aber vollends das partielle Interesse der beyden Parthien von der Art gewesen, daß es dem Allgemeinen des Reichs nicht untergeordnet, oder gar ihm entgegengesetzt gewesen wäre; so hätte dadurch eine gänzliche Zerstückelung herbeygeführt werden können; aber glücklicherweise war dies nicht der Fall. Jenes partielle Interesse stieß an und für sich gar nicht gegen die Rechte des Reichsober-

haupts oder der einzelnen Stände an, es betraf nur den Religionszustand, und die Rechte die darauf Beziehung hatten; und nach langen Fehden und Kriegen hat die Erfahrung endlich zur Gnüge gelehrt, daß die Entstehung des corpus Evangelicorum, das seine völlige Form erst da erhielt, als es der Sache nach schon lange da gewesen war (1653.), gar keine unheilbare Spaltung des Reichstags und des Reichs erzeugte. Aber die gegenseitige Aufmerksamkeit beyder Parthien auf einander, die stets rege, oft sehr gegründete, zuweilen aber fast bis zum Lächerlichen getriebene, Besorgniß bey dem geringsten Fortschritte der einen oder der andern, wovon man die Beweise den Kennern der Reichsgeschichte nicht erst ins Gedächtniß zurückzurufen braucht, leistete für die Erhaltung der Deutschen Constitution in ihren Haupttheilen eine Garantie, die schlechterdings durch nichts anders so hätte geleistet werden können. Aus diesem höheren Gesichtspunkt betrachtet, erscheinen daher alle jene Zwiste, Händel und Kriege, welche die Reformation in dem Innern dieses Staatenvereins

herbeyführte, in einem mildern Lichte; sie zeigen sich hier nur als Mittel zum Zweck; und wenn die Reformation diesem Staatskörper gleich bey ihrem Ausbruche neues Leben einhauchte, so war sie es auch, die ihm auf lange Zeit hindurch dieses Leben, die ihm seine politische Existenz, erhielt.

Oesterreich.

Das Oesterreichische Haus, das Haus welches unter allen Dynastien der neuern Zeit am meisten gewann und am meisten verlohr, war das erste, das auf den Ausbruch der religiösen Revolution politische Plane bauete. Das Schicksal schenkte ihm um eben diese Zeit einen Fürsten, der an Politik seinen Zeitgenossen überlegen, und an Macht jedem von ihnen wenigstens gleich war. Es gehören seltene Talente dazu, sich schnell in eine neue Ordnung der Dinge zu finden, wie sie der Ausbruch einer Revolution herbeyführt. Nur der große Kopf ist im Stande sich sogleich über den bisherigen Kreis der Erfahrung und Gewohnheit zu

erheben, und die neuen Combinationen zu berechnen, nach denen er sein Verfahren einrichten muß. Der **Charakter** von **Carl V.** mochte nicht ohne Flecken seyn, seinen **Talenten** muß die Geschichte Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sein tiefschauender Blick entdeckte bald die Vortheile, die er aus dem neuen Streite ziehen konnte; seine Vorsicht, seine Gewandheit, seine Hülfsmittel, schienen ihm das Gelingen der Ausführung zu verbürgen; sie sollte ihm die Herrschaft von Deutschland eintragen. Daß dieser Plan vereitelt wurde, auf eine Weise vereitelt wurde, die gänzlich ausser der Berechnung des Wahrscheinlichen lag, ist schon oben bemerkt; allein dennoch wurde die neue Lehre für die Organisation der **Oesterreichischen Monarchie**, ungeachtet sie nicht die herrschende darin ward, nicht minder wichtig.

Es mag hier nur im Vorübergehen bemerkt werden, daß in dem Erzherzogthum Oesterreich durch die Unterdrückung der protestantischen Parthie unter Ferdinand dem Zweyten die Macht des Erzhauses so gut wie unumschränkt, und

die der Landstände zu einem bloßen Schatten wurde; den größten Vortheil zog dieses Haus aus der Benutzung der religiösen Unruhen in Ungarn und Böhmen. Die Habsburger verdankten es der Reformation, daß sich die Gelegenheit ihnen darbot, diese beyden Reiche, die sie nur als Wahlreiche besaßen, in Erbreiche zu verwandeln, und in dem letztern derselben eine unbeschränkte Macht auf den Trümmern der alten National-Freyheit zu gründen. Als nach der Schlacht bey Prag (1620.) die empörte Nation der Willkühr des Siegers preisgegeben war, versäumte man nicht den Augenblick zu nutzen. Sie wurde ihrer Privilegien beraubt, und Böhmen wurde der Sache nach ein Erbreich, indem man es den Politikern freyließ darüber zu streiten, ob es noch eigentlich ein Wahlreich heißen sollte. Das Schicksal von Ungarn ward, wenn gleich später, doch nicht weniger, durch die Religionshändel bestimmt. Die neue Lehre fand hier bald einen solchen Eingang, daß ihre Anhänger denen der alten das Gleichgewicht hielten, und endlich selbst durch den Wiener Frieden

(1606.), und die Capitulation von König Mathias (1608.) nicht nur freye Religionsübung, sondern durch letztere selbst gleiche bürgerliche Rechte mit ihnen errangen. Es ist aber aus der Geschichte Ungarns sattsam bekannt, wie wenig dadurch das Reiben der Parthien aufhörte; sattsam bekannt, wie wenig man die den Protestanten bewilligten Versprechungen hielt; wie man den Zustand der Gährung nutzte, um fremde Truppen ins Land zu legen, und ungeachtet alles Widerspruchs sie darin ließ; sattsam bekannt endlich, wie man planmäßig die schreyendsten Bedrückungen sich erlaubte, die zuletzt Complotte erzeugten (1670.), deren Dämpfung die Gewalt der Regierung vermehren mußte. Das Gewebe der Streitigkeiten riß hier nicht ab; und mit denen mit den Protestanten sind die mit Siebenbürgen und mit der Pforte so eng verschlungen, daß man den Faden der einzelnen kaum fortführen kann; doch machen sichtbar die Händel mit den Protestanten gleichsam das Grundgewebe aus. So wurde allmählig der Schritt vorbereitet, der endlich 1683. glückte, das Wahl-

reich in ein Erbreich zu verwandeln. Gelang es gleich der Nation bisher ihre übrigen Rechte gegen alle die Versuche, die man zu ihrem Umsturz gemacht hat, so ziemlich zu retten, so waren doch die Vortheile, welche Oesterreich durch jenen wichtigen Schritt gewann, nicht minder groß.

Wie wenig zusammenhängend also auch diese, in ihren einzelnen Theilen so mächtige, Monarchie immer seyn mag, so verdankt sie doch den Zusammenhang, und die innere Festigkeit, die sie besitzt, größtentheils der Benutzung der Folgen der Reformation. Die letzte Umwandlung Europas hat ihre wahre Macht, indem sie die Anwendung ihrer Hülfsquellen ihr erleichterte, vielleicht eher vergrößert, als verringert. Sie hat jetzt keine entlegene Länder mehr zu vertheidigen; allein weit mächtigern Gegnern als vormals gegenüber gestellt, und der Aussenwerke, die sie bisher schützten, beraubt, wird es auch von der bessern Benutzung der Vortheile, zu denen die Reformation ihr den Weg bahnte, abhangen, ob sie ihren bisherigen Rang wird behaupten können.

Preussen.

Eine der frühesten politischen Folgen der Reformation war die Legung des wichtigsten Grundsteins zu dem Gebäude der **Preussischen Monarchie.** Zwar konnte kein Sterblicher es damals ahnen, daß auf diesem Fundamente einst ein solches Gebäude würde aufgeführt werden. Es bedurfte dazu eines so seltenen Zusammenflusses von Umständen, und so großer Werkmeister, wie sie schwerlich die Geschichte irgend eines Staats möchte aufzuzeigen haben. Aber doch bleibt es wahr: ohne die Reformation hätte Europa nur einen Churfürsten von Brandenburg, aber keinen König von Preussen. In dem Anfange des 16ten Jahrhunderts war Preussen noch ein geistliches Land, das, von dem deutschen Orden erobert, auch diesem angehörte, und unter seiner und seines Hochmeisters Herrschaft stand. Allein kaum hatte die neue Lehre, die den geistlichen Fürsten den Weg zu bezeichnen schien, ihre Länder zu Erbländern zu machen, sich verbreitet, als auch der damalige Hochmeister des deutschen Ordens in Preussen, **Albrecht**, der

aus dem brandenburgischen Hause war, den ersten glücklichen Versuch dieser Art machte. Bereits im Jahr 1525. säcularisirte er sein Land, machte es zu einem erblichen Herzogthum, jedoch als Lehen von Polen, und ward durch seine Verheyrathung der Stammvater einer Linie, deren letzte weibliche Descendentinn Anna sich mit dem Churprinzen von Brandenburg, und nachmahligen Churfürsten, Johann Sigismund, vermählte. Preussen kam also noch als Lehen an das Chur-Brandenburgische Haus, ward aber durch den Traktat zu Wehlau 1657, und vollends durch den Frieden zu Oliva 1660, zum souverainen Herzogthum erklärt, und von seinem Lehnsnexus befreyt; ward darauf 1701. zu einem Königreich erhoben, und trat, oder drängte sich nun allmählig, in die Reihe der ersten Mächte von Europa.

Wenn aber die Reformation allerdings auf die eben bemerkte Weise den Grundstein zu dem Gebäude der Preussischen Monarchie legte, so kann man doch nicht sagen, daß sie zu dessen weiterer Aufführung viel beygetragen habe, außer in sofern man die im Westphälischen Frieden ge-

machten Acquisitionen als eine Wirkung derselben betrachten will. Auch auf die gedoppelte Rolle die Preussen in der auswärtigen Politik, theils als Macht in dem Staatensystem von Europa, theils als einer der ersten Stände in dem deutschen Reiche, spielt, hat die Reformation keinen so großen Einfluß gehabt, als man häufig anzunehmen pflegt. Die Ursachen davon lassen sich schon aus den eben angeführten kurzen chronologischen Angaben entwickeln. Den ganzen Zeitraum hindurch, wo das religiöse Interesse die Haupttriebfeder der Europäischen Politik blieb, d. i. bis zum Westphälischen Frieden, und dem Zeitalter von Ludwig XIV., war das Brandenburgische Haus noch zu schwach, als daß es einen entscheidenden Einfluß auch nur auf das deutsche Staatssystem, geschweige denn auf das von Europa, hätte haben können. Als es seit dieser Zeit unter der Regierung des großen Churfürsten und seiner beyden ersten Könige sich erhob, verlohr, wie wir unten weiter bemerken werden, die Reformation bereits ihre politische Kraft, und ein anders Interesse trat an ihre

Stelle. Die zweyte kleinere Rolle, welche Preussen, neben jener größern, in dem deutschen Reiche zu spielen hatte, ward die, das Gegengewicht gegen Oesterreich auszumachen. Allein die Preussische Rivalität mit Oesterreich fixirte sich erst durch die Eroberung Schlesiens durch Friedrich II., und stand mit der Religion in gar keiner Verbindung. Und wenn gleich Preussen oder Brandenburg einer der mächtigern, und bald der mächtigste, unter den protestantischen Ständen wurde, so erscheint es doch nicht eigentlich als Haupt dieser Parthie. Dies Vorrecht hatte bekanntlich von früheren Zeiten her Sachsen; wie aber Preussen der Macht nach Sachsen überlegen wurde, konnte man keinen großen Werth mehr darauf setzen, eben weil die Parthie immer mehr aufhörte der Sache nach Parthie zu seyn, wenn sie es auch der Form nach blieb.

Frankreich.

In Frankreich drang die Reformation vorzüglich von der Schweiz her ein; und wenn

es gleich eigentlich nicht Luthers sondern Zwingli's Lehre war, so fließt doch der politische Wirkungskreis dieser beyden Reformatoren zu sehr in einander, als daß es möglich wäre, den einen ohne den andern zu bestimmen. In keinem andern Lande von Europa, selbst in Deutschland nicht, hatte die Reformation einen so raschen Gang genommen, als in der Schweiz. Der kraftvolle Charakter dieser Gebirgbewohner macht daß sie sich bald entscheiden; und je beschränkter der Kreis der Ideen eines Hirtenvolks ist, um desto fester hängt es an denen, die es einmal angenommen hat. Als in Deutschland noch die beyden Parthien mit einander capitulirten, brach hier schon der Bürgerkrieg aus (1530.), und eine gänzliche Auflösung des Bundes schien bevor zu stehen. Allein glücklicherweise erzeugte ein kurzer Kampf hier schon einen dauerhaften Frieden; und wenn auch der Haß der Parthien nicht sogleich erstarb, so fand man es doch nicht wieder nöthig, sich die Hälse zu brechen. Die Erbitterung verrauchte allmählig; die öffentliche Aufmerksamkeit ward auf andere Gegenstände gerichtet; und

das beneidenswerthe Schicksal dieses Landes, um welches die allgemeine Meynung gleichsam den Kreis der Heiligkeit und Unverletzlichkeit zog, entfernte dasselbe von der Theilnahme an den Händeln des übrigen Europas, die das Feuer der Zwietracht leicht wieder darin hätte anfachen können.

Die vielfachen Verhältnisse in denen die Schweiz mit **Frankreich** stand, bahnten der neuen Lehre, besonders von dieser Seite her, den Weg in dieses Land; und wie ließ es sich anders erwarten, als daß eine Nation, die in der schnellen Auffassung von Ideen vielleicht jede andere übertrifft, dabey nicht gleichgültig bleiben konnte? Franz I. wußte aber zu gut wie viel auch die königliche Macht von einer solchen Parthie zu befürchten habe, deren kirchliche Grundsätze fast rein democratisch waren, als daß er sie hätte begünstigen sollen; der Druck und die Verfolgungen seines Sohnes schlossen sie schon genauer an einander, und bereiteten sie zum Widerstande vor; und als sie unter seinen schwachen Enkeln sich von ehrsüchtigen Großen misbrauchen

ließ, erwuchs sie zu einer furchtbaren Oppositions=partie. Die Geschichte der blutigen Kriege, die in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts bis zum Edikt von Nantes (1562-1598.) davon die Folgen waren, ist zu bekannt, als daß sie hier mehr als einer bloßen Erwähnung bedürfte; allein die bleibenden Wirkungen, die sie auf den politischen Zustand von Frankreich hatten, dürfen hier nicht unbemerkt bleiben. Es scheint diese lassen sich unter zwey, wenn auch dem Anschein nach sich entgegenstehende, Punkte zusammenfassen. Sie bahnten auf der einen Seite den Weg zu der Unumschränktheit der königlichen Macht, und doch waren sie es auch auf der andern, die selbst nach dem Fall der Parthie einen Geist des Widerspruchs in der Nation erhalten zu haben scheinen.

Es ist eine gewöhnliche Erscheinung in großen Monarchien, daß die Macht der Regierung nicht eher, als durch den Kampf mit einer mächtigen Gegenparthie recht fest gegründet, und völlig oder beynahe unumschränkt gemacht wird. In dem Augenblick wo eine solche Parthie erdrückt oder

wenigstens entwaffnet ist, steht alles frey; und auch die übrigen Stützen der Nationalfreyheit werden alsdann leicht umgestoßen. In Frankreich fand die Regierung diese Opposition an den Hugenotten. Man kann die Regierung allerdings nicht davon freysprechen, daß sie es war, die durch ihre Verfolgungen, ihre Treulosigkeiten, ihre Grausamkeiten sie selber aus einer friedlichen Secte zu einer politischen Gegenparthie machte; das Mordgeschrey der Bartholomäusnacht, durch alle Jahrhunderte wiedertönend, zeugt zu laut gegen sie; — allein der unbefangene Beobachter muß doch eingestehen, daß die Gründung einer festen Regierung in Frankreich eine Unmöglichkeit bleiben mußte, so lange diese Parthie eine **bewafnete** Parthie blieb. Das Edikt von Nantes hatte sie zwar besänftigt; — nach solchen Stürmen als hier vorhergegangen waren folgt ohnehin eine Periode der Stille; allein die Begebenheiten nach der Ermordung von Heinrich IV. zeigten bald wie furchtbar diese Parthie blieb. Schwerlich konnte ein großer und tief eingreifender Plan der Regierung durchgeführt werden,

ohne mit ihr zusammenzustoßen; denn schon durch die Länge der Zeit verflicht sich das Interesse einer solchen Parthie auf so mannichfaltige Weise mit dem Interesse des Staats, daß eine Menge theils wirklicher theils eingebildeter Berührungspunkte entstehen, die aber in ihren Folgen so gut wie die wirklichen sind. Der Kampf daher den Richelieu gegen sie bestand, war ein nothwendiger Kampf, wenn eine feste Ordnung der Dinge in Frankreich gebildet werden sollte; er wollte sie entwaffnen aber nicht vertilgen; und der Zustand in den sie durch den Frieden von Rochelle 1629. gesetzt wurde, war nur ein gesetzlicher Zustaud; wenn gleich Niemand die Bedrückungen billigen wird, die sich öfterer die Intoleranz der nachfolgenden Regierungen bis zu der Aufhebung des Edikts von Nantes gegen sie erlaubt hat.

So sehr aber die Wahrheit dieser Bemerkung am Tage liegt, so schwer hält es die der andern, ihr scheinbar entgegengesetzten, nemlich der Erhaltung eines fortdauernden Geistes des Widerspruchs in der Nation als Folge dieser

Parthie zu documentiren, da sich dieser nicht mehr so offen zeigen konnte. Sie ist aber darum gewiß nicht weniger wahr. Es läßt sich psychologisch schon nicht bezweifeln, daß so furchtbare Gährungen, als diejenigen waren, welche die Religions-Unruhen in Frankreich veranlaßt hatten, Spuren in dem Nationalcharakter zurücklassen mußten, die nicht sobald vertilgt werden konnten. Die Geschichte läßt es aber auch nicht an Beweisen derselben fehlen. Der Geist der Opposition flüchtete sich bekanntlich in Frankreich seit Richelieu in die Parlamente. Nur eine detaillirte Geschichte von diesen könnte die klaren Resultate geben, in wie fern die Religion jenen Einfluß hatte. Diesen gänzlich zu leugnen wird aber schwerlich jemand wagen, da, zufolge des Edikts von Nantes, auch die Protestanten an ihrer Besetzung Antheil hatten, so wenig man auch die einzige, oder auch nur die vorzüglichste, Ursache davon in diesem Umstande suchen wird. Bereits vor der förmlichen Aufhebung des Edikts von Nantes waren freylich die Protestanten aus diesem so wie aus ihren übrigen Rechten schon

wieder

wieder verdrängt; aber selbst mit der Unterdrückung dieser Parthie ist ihr Geist nicht gänzlich erstorben; er lebte, nur nach den Zeitumständen anders modificirt, in dem Jansenismus wieder auf. Eine ausführliche Auseinandersetzung davon liegt freylich ausserhalb den Grenzen dieser Abhandlung; allein die Geschichte der Litteratur zeigt doch deutlich genug, daß diese Parthie sich an dem Lichte erwärmte, welches die gelehrten Streitigkeiten der Protestanten und ihrer Gegner in Frankreich in der Theologie angezündet hatten. Allein diese Erscheinungen mußten erstlich verschwinden um andern Platz zu machen, welche die große Catastrophe daselbst in unsern Tagen herbeyführten, durch die die Reformation mit allen ihren politischen Folgen gleichsam tiefer in den Hintergrund gerückt, aber auch desto mehr im vollen Sinne des Worts ein Eigenthum der Geschichte wurde.

England.

Die Reformation wurde für England noch wichtiger als für Frankreich; die neue Lehre

wurde hier die herrschende, statt daß sie in Frankreich die unterdrückte blieb; und beyde Nationen, Antipoden in so mancher Rücksicht, sollten es dadurch noch mehr werden, daß sie es in dieser blieben. Die wichtigen Folgen, die daraus für die wechselseitigen Verhältnisse beyder Länder und für Europa entsprangen, gehören für den nächsten Abschnitt; hier kommen nur zuerst diejenigen in Betrachtung, die für England selbst daraus flossen.

Die Reformation gieng in diesem Lande, wie man es bey Insulanern erwarten darf, einen ganz eigenthümlichen Gang. Heinrich VIII. wollte sie nur als Mittel zu der Befriedigung seiner persönlichen Leidenschaften, und seines Eigennutzes gebrauchen, und gebrauchte sie wirklich dazu; allein ein Despot, der, nur von seinen Launen abhangend, keines festen Planes fähig war, konnte sie nicht mit der Geschicklichkeit von Carl V. nutzen; und übte durch seinen Supremat einen ärgern Despotismus über das Gewissen und die Meynungen seiner Unterthanen aus, als der Papst es je gewagt haben würde. Unter der

kurzen Regierung seines Sohnes und Nachfolgers Eduard VI. (1547-1553.) ward zwar die Reformation wirklich eingeführt; allein da die bigotte Intoleranz seiner Schwester Maria (1553-1558.) das kaum errichtete noch wankende Gebäude wieder umwarf, war es erstlich der eben so planmäßigen als lange dauernden Regierung der Elisabeth aufbehalten (1558-1603.), dasselbe auf einem festern Grunde wieder aufzurichten.

Man änderte in England die Dogmen; man entzog sich der Oberherrschaft des Römischen Hofes; allein man ließ im übrigen das Gerüst der Hierarchie stehen. An die Stelle des Papstes trat durch den, auch unter der Elisabeth wieder erneuerten, Supremat, der König; und dieser Supremat war ohne Zweifel der Hauptgewinn, den die Krone damals aus der Reformation zog. In einem Zeitalter, wo die Religion mit der Politik unauflöslich verschlungen war, mußte diese unumschränkte geistliche Herrschaft auch die weltliche, — wenn gleich nicht gerade der Form, doch der Sache nach, — so gut wie unumschränkt machen; auch hat die Periode der Elisabeth in

der Geschichte ihrer hohen Commission zur Gnüge gezeigt, wie dieser Supremat sich nutzen ließ. Weil aber das Oberhaupt der Kirche wiederum Organe bedurfte, durch die es als solches wirkte, so ließ man die bisherige Hierarchie fast unverändert in ihrer alten Form. So bildete sich die bischöfliche Kirche; die übrigens auch noch unter der Elisabeth (1571.), ihre feste Glaubensnorm bekam. Die englische Kirche erhielt also in ihrer Organisation eine Eigenthümlichkeit, die sie vor andern auszeichnet; sie behielt ihre hohe Geistlichkeit, ihre Erzbischöfe und Bischöfe, mit Sitz und Stimme im Oberhause. Auf diese Weise blieb die Hierarchie in die Verfassung verflochten; und die Frage, deren Beantwortung uns hier interessirt, ist nur die, welchen Werth und welche Folgen diese Einrichtung für den Staat gehabt habe?

Es war die Ueberzeugung an der Hierarchie eine feste Stütze des Throns zu haben, welche derselben ihre Existenz erhielt; eine Ueberzeugung, die nachmahls den Stuarts selbst den Wahlspruch: No Bishop, no King, in den Mund gab.

Gleichwohl sieht man die Verbindung der Glieder dieses Satzes nicht so schnell ein, daß man nicht mit Recht fragen sollte, ob demselben etwas Wahres zum Grunde lag, oder ob er bloß eine Frucht des Fanatismus war? Die politische Macht der Bischöfe, und ihr direkter Einfluß auf den Staat durch das Parlament ist zu unbedeutend, als daß er sehr in Anschlag kommen könnte. Soll daher in denselben ein Sinn getragen werden, so müßte es ohne Zweifel dieser seyn: man wolle, indem man das Interesse der Oberhäupter der Kirche an das Interesse des Thrones knüpfe, damit nicht etwa blos dieser, sondern durch sie des Volks selbst sich versichern. Die politische Wichtigkeit der Bischöfe hieng also von ihrem Einflusse auf das Volk ab. Sobald sich daher eine mächtige religiöse Gegenparthie bildete, die als solche zugleich politische Gegenparthie war, zeigte auch die Erfahrung, daß die Bischöfe, wenn sie auch eine Stütze des Throns hießen, doch nur eine sehr schwache Stütze blieben. Sie fielen mit ihm, ohne seinen Fall aufhalten zu können, und wurde mit ihm wieder hergestellt.

In wiefern die Hierarchie in einem Staate überhaupt die Stütze des Throns genannt werden kann, hängt ohne Zweifel weit weniger von ihr selbst, als von dem Geiste der Zeit ab, weil es dieser ist, der ihr einen größern oder geringern Einfluß auf die Stimmung des Volks einräumt. In den Zeiten des religiösen Fanatismus kann dieser sehr groß seyn, und die Dauer des Throns kann unauflöslich an die Hierarchie gekettet werden. Allein der Fortgang der Zeit lößt allmählich diese Bande. Der Thron von Grosbritanien ruht jetzt auf ganz andern Stützen, als auf denen der Hierarchie; die nur als integrirender Theil der Constitution ihre Wichtigkeit und Unverletzlichkeit behält.

Wenn aber die Reformation auf der einen Seite den Grund zu der Vergrößerung der königlichen Gewalt in England legte, so geschah dieß nicht, ohne auf der andern eine Oppositionspartheie zu erzeugen, welche, als das Staatsruder von einer weniger geübten Hand geführt ward, einen Sturm erregen konnte, der den

Thron auf eine Zeitlang über den Haufen warf. Eine Reformation, die, wie diese in England, allerdings, in einem gewissen Sinne des Worts, nur eine halbe Reformation war, mußte in einem Zeitalter, wie das damalige, eine gewagte Unternehmung seyn. Die Perioden der Revolutionen wollen keine Mittelstraßen, weil sie die Perioden des Fanatismus sind. Wie ließ es sich anders erwarten, als daß in den Augen des reinen Reformirten das stehengebliebene Gerüst der alten Hierarchie ein Greuel war? Wie anders erwarten, als daß in seinen Augen Episcopalen und Katholiken nicht viel mehr als dem Nahmen nach verschieden wären? Und als vollends um diese Kirche ein Gehege gezogen wurde, das alle andere von derselben, und zugleich von der Theilnahme an den wichtigsten bürgerlichen Rechten ausschloß, wie anders erwarten, als daß es zu einem Kampfe kommen mußte? Und da die religiösen Grundsätze dieser Gegenparthie rein democratisch waren, wie auch anders erwarten, als daß der ausgebrochene Kampf bald nicht blos dem Sturz der Hierarchie, sondern auch des

Throns gelten mußte? Aus diesen Gesichtspunkten betrachtet, erscheinen die Begebenheiten der Englischen Staatsumwälzung, die zu bekannt sind, als daß sie hier einer weitern Erwähnung bedürften, als ein zusammenhangendes Ganzes in ihrem natürlichen Lichte. Mit der Wiederaufrichtung des Throns ward auch die herrschende Kirche wieder hergestellt; aber wenn die Dissenters auch allmählig aufhörten eine thätige Gegenparthie zu bilden, so bleiben sie doch eine Parthie. Es kann freylich Zeiten geben, und gab sie in England, wo die Einführung einer Testacte Bedürfniß wird; allein, ob ihre Fortdauer zuletzt mehr Sicherheit oder Gefahr bringe, ist eine Frage, deren Beantwortung wir andern überlassen. Wie dem aber auch sey, so blieb doch ungeachtet der Scheidewand zwischen den protestantischen Parthien, das Interesse von Grosbritanien im allgemeinen unauflößlich an die Reformation geknüpft; und nach einer der wunderbarsten Verschlingungen des Schicksals, ward durch sie endlich demjenigen Hause der Weg zum Thron gebahnt, unter dessen glorreicher Regie-

rung England, in jedem Sinne des Worts, sein goldenes Zeitalter erscheinen sah.

Aber von der Beherrscherinn der Meere sey es mir noch erlaubt einen Blick auf jene benachbarte Insel zu werfen, die, seit Jahrhunderten von ihr unterjocht, noch jedesmal sich mit Blut überschwemmt sah, so oft sie es wagte, ihre Fesseln zu schütteln. Wenn über andere Länder sich früher oder später der Seegen der Reformation ergoß, so schien **Irland** nur dazu bestimmt zu seyn, ihren Fluch zu empfinden. Die Wunden, welche sie hier schlug, waren zu tief als daß sie vernarben konnten; und selbst seitdem die Hand einer liberalern Politik sie zu heilen versucht hat, wird es erst die Zeit entscheiden können, ob die angewandten Mittel dazu hinreichend sind. Schon lange vor den Zeiten der Reformation waren die Einwohner Irlands durch Englische Colonisten aus einem Theile ihres Landes verdrängt; und ein Haß der Besiegten gegen ihre Eroberer gegründet, dem die Reformation jetzt neue Nahrung gab. Der Irländer blieb Catholik, schon weil sein Unter-

drücker Protestant war. Eines neuen beträchtlichen Theils ihres Landes beraubt, als Jacob der Erste eine Menge neuer Colonisten hinüber sandte, wuchs auch der Groll; und während der Bürgerkriege unter dem unglücklichen Karl dem Ersten, brach 1641. jener furchtbare Aufstand aus, der, in wenigen Tagen über hunderttausend Protestanten in Irland wegraffend, beynahe mit ihrer völligen Vertilgung geendigt hätte. Der Bürgerkrieg wüthete nun ein Decennium hindurch; bis er Cromwell, um seine Soldaten belohnen zu können, den Vorwand zu neuen Ungerechtigkeiten gab. Gemißhandelt, geplündert, in einen Winkel der Insel gejagt, sahen die Irländer bereits jetzt drey Viertheile ihres Bodens in den Händen von Fremden. Allein auch so war das Maaß ihres Unglücks noch nicht voll. Dieselbe Revolution, die den Engländern ihre verbesserte Constitution zurück gab, und ihre Nationalfreyheit sicherte, ward für die unglücklichen Irländer die Quelle neuer Mishandlungen und gänzlicher Unterdrückung. Als Wilhelm III. mit dem Schwert in der Hand seine Autorität hier

befestigt hatte (1691.), ward durch neue Proscriptionen ihnen auch selbst fast der ganze ärmliche Ueberrest ihres Landes entrissen; und, was noch schlimmer war als dieses, bald ein gesetzlicher Despotismus hier gegründet, wie ihn kein anders Land in Europa sah. Für sie gab es seit den Statuten der Königinn Anna (1703.), so lange sie ihren Glauben nicht änderten, gesetzlich kein Landeigenthum, gesetzlich keine sichere Pachtungen, gesetzlich selbst keinen Unterricht mehr. Wenn anderswo der Unterjochte Leibeigener wurde, so übernahm der Herr doch die Sorge für seinen Unterhalt. Dem Irländer ließ man seine persönliche Freyheit, um sie ihm zur Last zu machen. Planmäßig schuf man also das Volk zu einem Haufen roher Bettler um; und die Folgen davon waren — wie man sie hätte erwarten sollen. Die Irländer rächten sich sobald sie es vermochten; und rächten sich alsdann als Barbaren, weil man sie dazu gemacht hatte. Es war umsonst, daß eine menschlichere Regierung gut zu machen anfieng, was sich gut machen ließ; umsonst, daß die Freywerdung Amerikas auch

die Handelsfesseln von Irland lößte (1782.); das Gefühl so lange erlittener Schmach vergißt sich nicht in wenigen Jahren; die Spuren einer so tief eingeprägten Barbarey verschwinden nicht in Einem Menschenalter. Die Revolution unserer Tage traf Irland noch in jenem krampfhaften Zustande, in welchen es durch jene frühere versetzt war; noch nicht davon geheilt verfiel es in eine neue blutige Crise, aus der die gewaltsamen Heilmittel seiner Aerzte es nur vielleicht zu künftigen Rückfällen gerettet haben.

Die vereinigten Niederlande.

Wenn aber andere Staaten nur durch die Reformation erschüttert, oder umgebildet wurden, so gab es Einen der durch sie geschaffen ward. Mitten aus ihren Stürmen gieng, gleich einem glänzenden Gestirn zwischen Gewittern, die Republik der vereinigten Niederlande hervor; und durch die Art ihrer Entstehung mußte auch ihr Geschick gänzlich an die Reformation geknüpft, und der Fall oder der Sieg des Prote-

stantismus, auch ihr Fall oder ihr Sieg werden. Es war das Schicksal dieser Republik sich sogleich auf das tiefste in die allgemeine Politik von Europa verflochten zu sehen, ja dieser selbst allmählig eine neue Richtung zu geben. Von dieser höchst interessanten Seite werden wir sie erst in dem folgenden Abschnitt betrachten können; hier sey es mir nur erlaubt einen Blick auf die Wirkungen zu werfen, welche die Reformation auf die Bildung ihrer innern Gestalt hatte.

Die Stifter dieses Staats dachten anfangs nicht daran eine Republik zu stiften. Wie hätte auch dieses Projekt plötzlich in einem Zeitalter entstehen können, wo gar keine republikanische Ideen in Europa cirkulirten? Ihr Gesichtskreis war und blieb um vieles beschränkter; sie wollten nur Erhaltung ihrer alten Rechte und Freyheiten, die durch den Despotismus von Philipp II., und besonders durch die Einführung der Inquisition, bedroht wurden. Daher dauerte es von dem Ausbruche der Unruhen 1566. noch ganze funfzehn Jahre, bis sie endlich Philipp II. den Ge-

horsam förmlich aufsagten, und es ihm unmöglich machten die blutige Crise durch Nachgiebigkeit zu beendigen. Allein auch selbst damals hatten sie sich noch so wenig an die Idee einer Republik gewöhnt, daß sie kein angelegentlicheres Geschäft zu haben schienen, als sich nach einem fremden Oberherren umzusehen, sobald dieser nur ihre alten Rechte und Freyheiten respectirte. Bald suchten sie denselben in Frankreich, bald in England. Erst als Franz von Alençon seine Unfähigkeit zu einem solchen Posten zu klar beurkundet, und Elisabeth, von einer höhern Politik geleitet, ihn abgelehnt hatte, wurden sie Republikaner, — weil ihnen einmal nichts anders übrig blieb. Allein ihren alten Ideen getreu, bildeten sie nun jene unförmliche Conföderation, in der man selber nicht recht wußte wer der Souverain sey? Erhaltung der ständischen Rechte in den einzelnen Provinzen ward als Hauptsache, als eigentlicher Zweck, betrachtet; die Central-Regierung formte sich wie es eben die Umstände mit sich brachten; und würde niemals der Republik ihre Festigkeit haben geben können, wenn

sie bey ihren großen Mängeln nicht das Eine Gute gehabt hätte, dem Genie einzelner großer Männer einen freyen Spielraum für seine Thätigkeit zu lassen.

Bey diesem Gange der Dinge konnte die neue Religion, ungeachtet sie die Seele des Aufstandes, und, zur Staatsreligion erhoben, das Fundament der Republik wurde, doch auf ihre Organisation weiter keinen direkten Einfluß äußern. Allein da die ganze Existenz dieses Staats auf die Reformation gegründet war, da der religiöse Enthusiasmus den Bürgern ihren Heldengeist eingeflößt hatte, so darf es uns auch nicht wundern, wenn die protestantische Bigotterie in keinem andern Staate so weit getrieben wurde, und so tiefe Wurzeln faßte, als in diesem. Nirgend anders wurde der protestantischen Geistlichkeit daher so sehr der Weg gebahnt, auf die öffentliche Meynung zu wirken, und dadurch sich einen bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten des Staats zu verschaffen; wovon die innere Geschichte der Republik nur zu viele Spuren zeigt. Kaum hatte sie durch den zwölfjährigen

Waffenstillstand 1609. eine kurze Periode der Ruhe errungen, so zündete auch schon die Geistlichkeit hier das Feuer der Factionen an; und Arminianer und Gomaristen verfolgten sich mit eben der Erbitterung, mit der vormals Catholiken und Protestanten sich verfolgt hatten. Es ist bekannt, durch was für Fäden dieser religiöse Streit an die Politik geknüpft, den ersten blutigen Ausbruch des Kampfs zwischen der Oranischen und Ständischen Parthie erzeugte. Sobald es sich zeigte, daß die Arminianische Lehre ihre meisten Anhänger in der höhern und aufgeklärtern Klasse und unter den Ständen fand, erklärte sich Moriz von Oranien für die orthodoxe Gegenparthie, und an der Spitze der Majorität der Nation durfte er es wagen, Oldenbarneveld auf das Blutgerüst zu schicken. Allein, wenn gleich die Religion die Veranlassung zum Anfange des Zwistes jener beyden Partheien gab, um welchen sich seitdem die innere Geschichte dieser Republik fast ausschliessend dreht, so müssen doch die eigentlichen Ursachen desselben tiefer gesucht werden. Sie lagen schon in dem Grund-

gewebe

gewebe ihrer Constitution, und nur die völlige Entwickelung von diesem, die aber außer unserm Kreise liegt, würde sie deutlich darlegen können.

Schweden.

In den vier Reichen, die, so lange es noch ein Polen gab, den Norden von Europa bildeten, äußerten sich die politischen Folgen der Reformation auf eine gänzlich verschiedene Weise. Das äußerste derselben, durch seine Lage, seine Religion, und mehr als alles, durch seine Barbarey gesichert, blieb gänzlich außerhalb dem Kreise des Sturms den sie erregte. Von den drey übrigen verdankt das eine der Reformation seine Existenz, und seine, wenn gleich vorübergehende, Größe; das andere, seinen Wohlstand und seine Verfassung; dem dritten bereitete sie seinen Untergang vor. So wird auch in der moralischen Welt dasselbe Mittel Gift für den Einen, das dem Andern das Leben rettete!

Um eben die Zeit, wo die Reformation in Deutschland sich unwiderstehlich verbreitete, er-

folgte auch im Norden die politische Crise, durch welche das künftige Schicksal desselben bestimmt ward. Die Calmarische Union, die Mutter so vieler Zwietracht und Kriege, zerfiel, und auf ihren Trümmern richtete **Gustav Wasa** 1521. den Thron von **Schweden**, als selbstständigen Thron, wieder auf. Allein wie groß auch sein Muth und seine Fortschritte waren, und wie sehr ihn auch die Umstände durch den Ausbruch des Aufstandes in Dänemark, und die Verjagung seines Rivals, König Christian II. begünstigten, befand er sich doch noch in einer Lage, die ihm mehr den Nahmen als die Gewalt eines Königs zusicherte. Allerdings gehört zwar Gustav Wasa zu den größten Fürsten aller Jahrhunderte. Er kannte nicht blos die gewöhnlichen Kunstgriffe, mit denen der blos schlaue Kopf sich zu helfen pflegt; sondern wie außerordentliche Männer oft ihrem Zeitalter voreilen, so sieht man auch schon mit Verwunderung in seinem großen Geiste Ideen über Staatswirthschaft aufkeimen, die, damals der übrigen Welt noch fremd, nur das Produkt seiner eigenen Einsicht und Ta-

lente seyn konnten. Aber schwerlich hätte doch selbst Gustav Wasa mit den Hülfsmitteln ausgereicht, die er in der Tiefe seines Genies fand, wenn ihm nicht die Reformation andere dargeboten hätte, durch welche er eigentlich den festen Grund zu seiner Größe legte. Was vermochte auch der talentvolleste Fürst, dessen Einkünfte kaum den dritten Theil seiner nothwendigen Ausgaben betrugen, in einem Lande, wo sich neben einem mächtigen Adel eine noch mächtigere Geistlichkeit fand, deren Besitzungen die Krongüter verschlungen hatten, und der, um ihre Usurpationen behaupten, und nach Gefallen erweitern zu können, mit einem einheimischen König überhaupt wenig gedient war? Unter solchen Umständen würde zwar auch ein mittelmäßiger Kopf in der Reformation leicht das beste Mittel gesehen haben, seiner Regierung eine feste Stütze zu geben; allein die Schwierigkeit lag auch hier, wie immer, in der Ausführung; und darin spiegelt sich eigentlich Gustav's überlegener Geist. Zu schwach für sich allein, wußte er durch die Perspective großer Acquisitionen von den ein-

gezogenen Gütern der Geistlichkeit, den Adel für sich zu gewinnen; und von ihm unterstützt, bestand er jetzt glücklich die große und entscheidende Crise auf dem Reichstage zu Westerås (1527.), die damit endigte, daß der Clerus sich unterwarf, und seine Güter der Disposition des Königs überließ. Verschwörungen und Tumulte, in entlegenen Gegenden des Reichs angestiftet, blieben das einzige aber zu schwache Mittel, durch welches er sich zu rächen suchte.

So befestigte also auch in Schweden die Reformation jene Staatsveränderung, ohne jedoch der Geistlichkeit ihre Rechte als Stand des Staats zu nehmen, welche für das Schicksal dieses Reichs, und durch dasselbe für das Schicksal des Nordens, ja eine geraume Zeit für Europa überhaupt entscheidend wichtig wurde. Es bedurfte jetzt nur noch der Erblichkeit des Reichs, welche Gustav Wasa gleichfalls einführte, um den Königen von Schweden die Mittel in die Hände zu geben, einen **Principat im Norden** zu bilden, der auch auf das übrige Europa zurückwirken mußte. Im-

dem die Reformation sie zum Herren im Norden gemacht hatte, so sollte sie ihnen auch noch dazu dienen, da sie mit dem Schwerte in der Hand als ihre Vertheidiger auftraten, ihnen den **Principat von Europa** zu verschaffen. Von ihrem Genie unterstützt, spielten sie eine längere Zeit diese überspannte Rolle, als man nach dem Verhältnisse ihrer Macht es hätte erwarten sollen. Die Folgen, welche daraus entstanden, werden die Untersuchungen über den Einfluß der Reformation auf das Gleichgewicht von Europa, bald unten weiter entwickeln.

Dänemark.

Die inneren Verhältnisse von Dänemark hatten mit denen von Schweden um jene Zeit viele Aehnlichkeit. Adel und Geistlichkeit herrschten auch hier, und gaben dem damaligen Wahlreiche mehr das Ansehen einer Aristokratie als einer Monarchie. Die Trennung der Calmarischen Union, und die Wiederaufrichtung des Schwedischen Throns, wenn man sie gleich in Dänemark für einen Ver-

lust ansah, waren doch für dieses Reich, sobald der Besitz von Norwegen ihm gesichert blieb, vielleicht ein eben so großer Gewinn als für Schweden selbst. Die Könige von Dänemark hatten sich bisher, um ihre Herrschaft über Schweden zu behaupten, mit mehrentheils vergeblichen Angriffen erschöpft; und der Nachtheil dieser Kriege mußte eben daher für Dänemark viel größer seyn, als er es für Schweden seyn konnte. Durch die Trennung der Calmarischen Union ward Dänemark auf seine wahre Sphäre beschränkt; und nach ein paar mislungenen Versuchen sich über dieselbe zu erheben, lernte es jene goldene Mittelmäßigkeit schätzen, deren Behauptung seitdem das Palladium seines Glücks geblieben ist.

Die Reformation erhielt für Dänemark auf eine ähnliche Weise eine politische Wichtigkeit wie für Schweden. Auch hier schon früh eingeführt, legte sie auch hier durch die Einziehung der geistlichen Güter den ersten Grund zu der Erweiterung der Königlichen Macht. Allein wenn auch Christian III. diesen Hauptplan ausführte, so ward

doch die Aristokratie in Dänemark durch die Einführung der neuen Lehre viel weniger gebrochen als in Schweden, da es nicht durch eine Revolution geschah. Der König mußte außerdem die geistlichen Güter mit dem Adel nicht blos theilen, sondern sehr ungleich theilen. Nur die geringere Hälfte, nur die Tafelgüter der Bischöfe fielen ihm anheim; und auch von diesen wurde ein beträchtlicher Theil zu frommen Stiftungen verwandt. An die Umwandlung des Wahlreichs in ein Erbreich war damals hier noch nicht zu denken; bey jedem Regierungswechsel wurde dem König eine härtere Capitulation vorgeschrieben; schon durch seine Verfassung blieb Dänemark also hinter Schweden zurück. Der Geist der Zeit mußte erst langsam hier vorbereiten, was in Schweden schnell durch eine Revolution gereift war. Es bedurfte erst der unternehmenden Regierung von Christian IV.; es bedurfte erst der entschiedenen Ueberlegenheit des Bürgerstandes über den Adel, um den Uebergang zu jener Constitution zu machen, die Friedrich III. (1660.) unter einem seltnen Zusammenfluß glücklicher Umstände, und

mit einem noch seltenern Glück einführte; in welcher neben der erblichen Souverainität, Erhaltung der lutherischen Religion, als der herrschenden, das einzige Reichsgrundgesetz blieb.

Polen.

Die Verschiedenheit der Sprache von den übrigen des westlichen Europas, schien dem Eindringen der Reformation in **Polen** ein Hinderniß in den Weg zu legen, das nicht leicht zu überwinden war. Allein die lateinische Sprache, damals fast die allgemeine Schriftsprache, die der Reformation auf so vielfache Weise zu Hülfe kam, half auch diese Schwierigkeit besiegen; und, wenn gleich etwas später als in den vorhererwähnten Ländern, breitete sich in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts die Reformation mit starken und selbst mit kühnen Schritten auch in diesem Lande aus. Neben den evangelischen Gemeinden bildete sich hier förmlich eine andere, die, aus jenen hervorgegangen, doch von jenen nicht anerkannt wurde, und in Deutsch-

land selbst keine öffentliche Duldung erhielt, die der Socinianer, welche sich hier vollkommen organisirte. Unter dem allgemeinen Nahmen der Dissidenten begriffen, trennte sich so ein großer Theil der Nation von der alten Kirche, ohne daß deßwegen diesem seine politischen Rechte genommen wären; in deren unbestrittenem Besitz und Ausübung er vielmehr eine geraume Zeit hindurch verblieb. Man hätte vielleicht erwarten dürfen, daß durch diese neue Ideenmasse die Nation an Aufklärung gewonnen hätte; um so mehr, da die Verschiedenheit des Lehrbegriffs der Socinianer und der übrigen Evangelischen eine weitere Entwickelung der Ideen zu befördern schien, die für die Erweiterung der Einsichten nützlich seyn konnte. Allein weil die neuen religiösen Secten aus den eben bemerkten Ursachen hier anfangs keine politische Secten wurden, oder zu werden brauchten, so fehlte ihnen auch das Princip der Thätigkeit, das sie anderwärts beseelte; und die Reformation blieb hier nichts weiter, als die Veränderung einiger abstrakten Dogmen, über die man viel disputiren kann, ohne

darum viel klüger und aufgeklärter zu werden. Es fehlte also hier jene heilsame Gährung, welche die Reformation in den übrigen Ländern verursachte, deren letztes Resultat, nach der Niederschlagung des unreinen Stoffs, zuletzt eine geläuterte Masse von Wahrheiten und Einsichten war. So wirkte in Polen viel weniger als anderswo die Reformation auf die Aufklärung des großen Haufens der Nation zurück; und blieb eben darum für dieses Land ein höchst gefährliches Geschenk. Die beyden Partheyen haßten sich während sie sich tolerirten; und es bedurfte nur eines Funkens um die Leidenschaften zu entflammen, und einen Brand zu erregen, der nur unter den Ruinen des Staats gelöscht werden konnte. Dieser Funke fiel als Carl XII., ein lutherischer König, in Polen als Sieger auftrat, und zu der Ausführung seiner ehrgeizigen Absichten sich eine Parthie in diesam Reiche selber bildete. Wenn gleich diese nur dem geringeren Theile nach aus Dissidenten bestand, so reichte dies doch in den Augen der Gegenparthie schon hin, Dissidenten und Anhänger der Schweden

als gleichbedeutend zu betrachten; und je größer der Mangel an Einsichten war, um desto wilder wurde jetzt der Haß der Faktionen, der, sobald Carls mächtiger Arm zum Schutz seiner Anhänger gelähmt war, diese jetzt desto härter traf. Seit dem Reichstage im Jahr 1717, wo man anfieng die Dissidenten ihrer öffentlichen Rechte zu berauben, starb derselbe nicht wieder aus, auch da nicht, als von einer schwedischen Parthie gar nicht mehr die Rede seyn konnte. Die Unterdrückung der Dissidenten ward jetzt zur Staatsmaxime gemacht, und, von Jesuiten planmäßig geleitet, mit solchem Erfolge betrieben, daß ihnen außer dem Andenken an ihre alten Rechte und Vorzüge nur fruchtlose Bitten und Klagen übrig blieben. So bereitete sich hier erst der Sturm vor, nachdem er in andern Ländern schon ausgetobt hatte; und die Folgen waren leicht zu berechnen. In einem Reiche, das durch seine Verfassung und seine inneren Fehden der Einmischung der Fremden ohnehin schon lange den Weg bahnte, mußten diese religiösen Zwiste verderblich werden, sobald eine auswärtige Macht sie

zu nutzen verstand. Catharina II. sah bald die Vortheile ein, die sie daraus ziehen konnte; und der Vorwand der **Beschützung der Dissidenten** gründete seit 1766. den Russischen Principat in Polen. Soll ich die weitere Reihe der Begebenheiten schildern, jene rasch sich folgenden Scenen Eines großen Trauerspiels? Soll ich jenen Wahnsinn der Bürgerkriege, jenen Uebermuth der Unterdrücker, jene Verletzungen des Völkerrechts, jene Mishandlungen, wie seit dem Fall von Carthago kein Volk sie erduldete, Euch ins Gedächtniß zurückrufen? Ach, das Angstgeschrey der Opfer in Praga klagt ohnehin nur zu laut die Politik der Cabinette von Europa auf ewig in der Geschichte an! Der gefühlvolle Leser wendet lieber den getrübten Blick von jenem Greuel der Verwüstung; und sieht gern den Vorhang über Scenen fallen, auf welche ihre Urheber selber nur mit Erröthen zurück sehen.

Die übrigen Länder von Europa.

Die bisher angeführten Länder füllen den Kreis aus, auf den die Revolution des sechszehnten Jahrhunderts ihre Wirkungen ausdehnte. In dem Mittelpunkt von Europa, in Deutschland, entsprungen, äußerte sie gleich einem Erdbeben ihre Gewalt nach allen Seiten. Indeß blieben doch Länder in diesem Welttheil übrig, welche ihre Wirkungen nicht erreichen konnten; und es ist um so interessanter einen Blick auf diese zu werfen, da die Reformation für einige derselben, wenn auch nicht positiv, doch negativ wichtig wurde. Wenn Rußland im Osten von Europa aus den bereits oben erwähnten Ursachen außerhalb jenem Kreise blieb, so blieben es Spanien und Portugall im Westen, so wie Italien im Süden. Die geographische Lage derselben erklärt diese Erscheinung auf keine genugthuende Weise; Länder und Gebirge sind keine Barrieren für Meynungen. Es ist zwar wahr, daß die strenge Wachsamkeit der Spanischen Regierung in diesem Reiche der neuen Lehre den Eingang erschwerte; allein in Italien drohte doch keine

solche Inquisition wie in Spanien, und wer zweifelt überhaupt jetzt noch daran, daß die Dämme der geistlichen und weltlichen Polizey zu schwach sind, den Strom der Ideen aufzuhalten? Die Ursachen davon liegen tiefer, und lassen sich nur aus den Charakteren der Nationen erklären. Die alte Religion war eine Religion die offenbar mehr für das Gefühl als für den Verstand berechnet war; die neue Lehre, indem sie Alles auf die Veränderung von Dogmen bauete, indem sie dem Cultus fast alles Sinnliche entzog, berechnete ihre Wirksamkeit nur auf den kalten Verstand, und raubte der Phantasie und dem Gefühl fast jedes ihrer Idole. Sie war für den Norden aber nicht für den Süden berechnet. Der ruhig-forschende Geist der Germanischen Nationen fand in ihr die Nahrung, die er bedurfte und suchte; und die Gränzen der Wohnsitze dieser Völker, wurden daher von den Küsten von Schottland und Norwegen bis zu den Helvetischen Alpen, im Ganzen genommen, auch ihre Gränzen. Der feurigern Phantasie, dem lebhaftern Gefühl der südlichen Völker, besonders

des andern Geschlechts, konnte sie nicht gefallen. Will man der Spanierinn, der Italienerinn ihre Madonna oder ihre Heiligen rauben? Umsonst wird man es versuchen! Man würde ihr mit ihnen ihren Trost und ihre Beruhigung nehmen:

Ein Wahn der uns beglückt
Ist eine Wahrheit werth, die uns zu Boden drückt.

Es lag also nicht in dem Verbot und den Anstalten der Regierungen, es lag in dem Charakter der Nationen, wenn die Reformation in jene Länder keinen Eingang fand. Ob zum Vortheil oder Nachtheil jener Völker, kann jetzt wohl keine Frage mehr seyn. Indem sie an jener großen Ideengährung, welche in den übrigen Ländern des cultivirten Europas dem menschlichen Geist damals seine Thätigkeit gab, gar keinen bedeutenden Antheil nahmen, blieben sie hinter den andern Völkern dieses Welttheils zurück. Wenn daher das vernichtete Polen der Welt, die große Warnung hinterließ, daß Vaterlandsliebe und Heroismus nur schwache Stü-

tzen sind, wenn sie nicht von Nationalaufklärung geleitet werden, so geben sie ihr die nicht weniger wichtige Lehre, daß die Sicherung eines Staats vor den Stürmen einer Revolution in ihren letzten Folgen keinesweges immer so wohlthätig ist, als ihre Zeitgenossen es gewöhnlich zu glauben pflegen.

Zweyter

Zweyter Abschnitt.

Entwickelung der Folgen der Reformation für die Politik von Europa im Allgemeinen.

Die bisherige Entwickelung des Einflusses, den die Reformation auf den inneren Zustand und die Verfassung fast jedes einzelnen Landes in Europa hatte, wird uns als Grundlage zu den allgemeinen Betrachtungen dienen können, die wir über ihren Einfluß auf **die Politik von Europa im Ganzen** anzustellen haben.

Fast anderthalb Jahrhunderte blieb das Interesse, das sie aufgeregt hatte, vorzugsweise die Triebfeder der Europäischen Politik; und als in dem Zeitalter von Ludwig XIV. dieses einem andern, dem merkantilischen, Platz zu machen anfieng, erschlaffte doch ihre Spannkraft nur langsam, und äußerte ihre Wirksamkeit noch bis ins

achtzehnte Jahrhundert herein. Ich glaube diesen vielumfassenden Gegenstand der Hauptsache nach zu erschöpfen, wenn ich ihn unter drey Gesichtspunkte bringe, und erstlich die Folgen der Reformation für die Organisation des gesellschaftlichen Zustandes überhaupt; zweytens für das System des politischen Gleichgewichts, oder die wechselseitigen Verhältnisse der Staaten; und endlich drittens für das System des Handels und der Colonien, darlege.

I. Folgen der Reformation für die Organisation des gesellschaftlichen Zustandes überhaupt.

Die Aufregung eines neuen großen Interesse, an dem die Menschheit lebendigen Antheil nimmt, muß, sobald es nicht blos ein speculatives, sondern in einem so hohen Grade praktisches Interesse ist, als dasjenige von dem wir hier handeln, nothwendig wichtige Veränderungen in der Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt hervorbringen. Wie viel änderte nicht schon in den Ländern, welche die neue Lehre annahmen, der Fall der päpstlichen Hierarchie? Aber bald

äußerten sich auch andere entferntere Folgen, auf die man anfangs vielleicht gar nicht gedacht hatte.

Die **erste**, fast unvermeidliche, Wirkung der Reformation, auf die bürgerliche Gesellschaft im Allgemeinen war: **daß die Religion jetzt förmlich zur Basis der Staatsverfassungen gemacht wurde.** In den Jahrhunderten des Mittelalters war catholische Religion die allgemein verbreitete, aber nirgends war die Constitution ausdrücklich darauf gebaut; nirgends war es ausdrückliches Gesetz, daß sie die Staats-Religion seyn sollte; daß die Regenten sich zu keiner andern sollten bekennen dürfen. Wenn man keine Dissentirende litt, wenn man die so-genannten Ketzer verfolgte, so war dies nicht unmittelbare Sache des Staats, sondern Sache der Kirche und ihres Oberhaupts; mischte sich der Staat herein, wie bey den Waldensern in Frankreich, so geschah es auf Requisition von jenen. Allein seitdem durch die Reformation das politische und religiöse Interesse so tief in einander verflochten wurden, änderten sich diese Verhältnisse. In den protestantisch gewordenen Ländern,

wurde die neue Lehre meist ausdrücklich zu der herrschenden erklärt; ihren Bekennern allein die freye Religionsübung nicht nur, sondern auch der Zutritt zu Bedienungen, wenn sie auch mit der Religion nichts zu thun hatten, so wie zu den ständischen Versammlungen, gestattet; ja in mehreren derselben dem Regenten ausdrücklich nur unter dieser Bedingung der Besitz des Throns erlaubt. In den catholischen Staaten geschah dasselbe; und wo der Zustand zweifelhaft war, ward er durch theuer errungene Verträge und Friedensschlüsse förmlich bestimmt. Die christliche Religion mischt sich gleichwohl durch ihre Lehren durchaus nicht in die Politik. Sie befiehlt nur Gehorsam gegen die Obrigkeit, die Gewalt über uns hat, aber sie bestimmt nichts über die Verfassungen der Staaten, und giebt keiner vor der andern den Vorzug. Auch keine der Parthien, in welche ihre Anhänger durch die Reformation sich theilen, stellte darüber in ihrem Lehrgebäude irgend einige Vorschriften auf; und wenn gleich die mehr democratische kirchliche Verfassung der Lutheraner und besonders der Reformirten dem

Republikanismus günstiger zu seyn schien, so hatte dies doch gar keine nothwendige Beziehung auf den Staat; nur Zeitumstände konnten sie vorübergehend herbeyführen. Auch hat die Erfahrung bereits zur Gnüge gelehrt, daß die unumschränkteste Monarchie so gut wie die freyeste Republik bey dem Catholicismus wie bey dem Protestantismus, bestehen kann. Um desto unphilosophischer mußte also jenes Verfahren erscheinen, durch welches man die eine oder die andere dieser Lehren zu der Basis der Staaten erhob; und dadurch den Völkern Europas einen **Geist der Intoleranz** einhauchte, wofür sie nur zu hart haben büßen müssen, und selbst großentheils noch gegenwärtig büßen. Werden auch keine Scheiterhaufen mehr für Ketzer errichtet, ist es nicht schon niederschlagend genug, sich wegen einiger Meynungen gleichsam zu einer niedrigern Kaste herab gewürdigt zu sehen? Ist es in den Augen der Vernunft nicht mehr als sonderbar, hier oder dort ein Thorschreiber werden oder nicht werden zu können, je nachdem man die Transsubstantiation entweder glaubt oder

nicht glaubt? Gleichwohl wird man bey einer unpartheyischen Ansicht der Sache doch diejenigen weniger tadelhaft finden, die solche Einrichtungen machten, als diejenigen, die sie ohne alle Noth fortdauern lassen. Man sieht leicht, daß damals als sie gemacht wurden, sie unvermeidliche Folgen der Zeitumstände waren. Sobald und so lange religiöse Parthien auch politische Parthien sind, muß der Staat sie aus diesem Gesichtspunkte betrachten; und die Entfernung der religiösen Gegenparthie, wo nicht aus dem Staate überhaupt, doch von aller activen Theilnahme an der Staatsverwaltung, kann eine nothwendige Maasregel für seine Sicherheit werden. Allein was einst Bedürfniß seyn konnte, bleibt es nicht immer; und sollte man nicht erwarten, daß Staaten allmählich die Strenge jener Gesetze mildern würden, wenn sie auch Bedenken finden können, sie auf einmahl völlig aufzuheben? Dennoch bedurfte es erst einer neuen Revolution, um einige Völker Europas zu der Annahme dieser Maximen zu bringen; und wer den Gang der Geschichte kennt, wird auch so nicht erwarten, daß die an-

dern ihnen freywillig folgen werden. Es giebt kaum eine einfachere Wahrheit, als daß jedem das Recht zusteht seinen Gott auf seine Weise zu verehren; und der Staat zwar einer Religion, aber keiner Staatsreligion, bedarf. Allein die einfachesten Wahrheiten sind immer diejenigen, von denen sich der Mensch am schwersten überzeugt, weil sie am meisten gegen seine Vorurtheile, und oft noch mehr weil sie gegen seine Vortheile anstoßen. Aber sich ihrer Anerkennung hartnäckig widersetzen, wenn sie einmahl schon herrschende Ideen geworden sind, heißt einen Kampf mit dem Genius des Zeitalters beginnen, der stets ein sehr gefährlicher Kampf war.

Eine **zweyte** nicht weniger allgemeine politische Folge der Reformation, war **die Erweiterung und Vergrößerung der Macht der Fürsten.** Wir nennen sie eine der allgemeinsten Folgen, weil sie nicht blos in den Ländern sich zeigte, welche die neue Lehre annahmen; sondern auch in denjenigen, wo man sie zurückwies. In den protestantischen Ländern floß diese Vermehrung der Macht der Regenten aus mehr als Ei-

ner Quelle. Erstlich ist es allerdings wahr, daß durch die Einziehung der Kirchengüter und Klöster die Einkünfte der Fürsten einen Zuwachs erhielten. Allein wenn man Schweden ausnimmt, möchte doch schwerlich dieser Zuwachs in irgend einem andern der großen Staaten von Europa einen bleibenden beträchtlichen Einfluß gehabt haben. Theils verhinderte dies der persönliche Charakter der damaligen Fürsten; theils aber waren überhaupt noch viel zu wenig geläuterte Ideen über Staatswirthschaft im Umlauf, als daß man einen solchen Gebrauch davon hätte erwarten dürfen. Heinrich VIII. der am meisten gewann, verschleuderte die großen Einkünfte auf eine planlose Weise; in Dänemark mußten die Könige das Beste dem Adel lassen; und die meisten der deutschen Fürsten dachten edel genug, die eingezogenen Güter zu nützlichen Stiftungen, besonders für den öffentlichen Unterricht, zu verwenden. Allein die Lücke, welche durch den Fall der Hierarchie entstand, mußte schon an und für sich der Vergrößerung der Gewalt der Fürsten Platz geben. Von nun an gab es in ihren Ländern keine

Exemtionen, gab es keine päpstliche, keine bischöfliche Gerichtsbarkeit mehr. Die fremde Einmischung, die besonders dem Schwächern furchtbar gewesen war, hörte auf; und sie wurden alleinige Herren in ihrem Lande. Aber der Hauptgrund jener Vergrößerung ihrer Macht lag noch tiefer, und war den Catholiken mit den Protestanten gemein. Jene so viel größere, durch das neu aufgeregte politisch-religiöse Interesse entstandene, Thätigkeit, mußte den Wirkungskreis der Fürsten, und mit ihm zugleich ihre Gewalt vermehren, wenn auch keine ausdrückliche Veränderungen in den Constitutionen der Staaten zu diesem Endzweck gemacht wurden. Der Einfluß der Reformation in dieser Rücksicht auf die deutschen Fürsten und das deutsche Reich, ist schon oben bemerkt. Kein König in England regierte noch so unumschränkt als Elisabeth; in Frankreich sahen wir die königliche Allgewalt auf den Fall der Hugenotten gegründet; und waren es nicht in Spanien die nie aufhörenden Kriege, von seinen Königen als Vorfechtern des alten Glaubens geführt, welche in Verbindung mit der königli-

chen Inquisition, die alte Nationalfreyheit untergruben? Auf diesem Wege schuf die Reformation eine neue Ordnung der Dinge in Europa. Indem die Fürsten Herren in ihren Ländern wurden, indem hier jene Fehden aufhörten, die sie sonst zu bestehen gehabt hatten, sahen sie sich im Stande ihre Wirksamkeit nach außen zu erweitern, und auf diesem Grunde ward das nachmahlige Gebäude der Politik von Europa aufgeführt.

Eine **dritte** wichtige Veränderung für den gesellschaftlichen Zustand floß ohne Zweifel, wenigstens in den protestantischen Ländern, aus der **veränderten Bestimmung der Geistlichkeit.** Es fehlte zwar sehr viel, daß sie ihren politischen Einfluß auch hier verlohren hätte. Da die Reformation ihrer Grundlage nach eine dogmatische Veränderung war, da die erste Frage bey den politisch-theologischen Unterhandlungen gewöhnlich sich darauf bezog, wie weit man in diesem oder jenem Lehrsatz nachgeben könne, so wurden die Theologen den Fürsten unentbehrlich, wurden nicht selten ihre Rathgeber, ihre Mini-

ster, wenn sie auch nicht gerade einen solchen Titel führten; und man braucht mit der Geschichte des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts nur wenig bekannt zu seyn, um die nachtheiligen Folgen zu kennen, welche aus dem blinden Eifer mancher Zeloten, die nur zu oft blos der Stimme ihrer Leidenschaft bey ihren Rathschlägen folgten, entsprungen. Aber doch wird es schwerlich ein Unpartheyischer leugnen, daß im Ganzen genommen dieser Stand durch die Reformation seiner Bestimmung als Lehrer des Volks, näher gebracht wurde; doch wird es jetzt selbst in catholischen Ländern kaum mehr bezweifelt, daß mit der Aufhebung der geistlichen Orden, besonders der verderblichen Bettelorden, ein großes Uebel aus dem Wege geräumt wurde. Es ist wahr, daß dafür um eben diese Zeit ein anderer Orden sich emporhob, der, gleich dem Rankengewächs an der Eiche, sich allmählich fast um alle Aeste des europäischen Staatensystems schlang, und manche derselben selbst zu verbeugen stark genug war; allein die Gesellschaft der Jesuiten, wäre sie auch nicht ohne die Reformation entstanden, ver-

dankte doch nicht ihr sondern den Missionen ihr erstes Emporkommen, und das Unternehmen zu bestimmen, wie viel sie nachmahls durch dieselbe gewann, möchte eben so vergeblich seyn, als die Hoffnungen derer, die noch an ihre Auferweckung glauben. Das große Gesetz in der Körperwelt: „Was da gewesen ist kehrt nicht wieder" — gilt eben so gut auch in der politischen Welt.

Es giebt aber, ausser den bisher angeführten nächsten politischen Folgen der Reformation für den gesellschaftlichen Zustand noch andre, zwar etwas entferntere, aber noch um vieles wichtigere; nur daß sich, eben weil sie entfernter sind, der Zusammenhang mit der Religion oft nur durch die Resultate zeigen läßt. Als die Reformation dem menschlichen Geiste zuerst eine neue Thätigkeit einhauchte, mußte diese, der Natur der Dinge gemäß, zunächst auf diejenigen Gegenstände gerichtet seyn, die mit ihr in unmittelbarer Verbindung standen, und religiöse Streitigkeiten wurden die Lieblingsgegenstände jener Zeiten. Allein die größere Selbstständigkeit, welche sie eben dadurch ihm ertheilte, der Geist der Untersuchung, wel-

chen sie erweckte, wurden bald Veranlassung daß die aufgeregten Kräfte sich auch auf andere Gegenstände warfen; der Gesichtskreis hatte sich nach allen Seiten erweitert; und von der Denkfreyheit begünstigt, ward besonders Alles das, was auf die bürgerliche Gesellschaft, ihre Einrichtung und ihre Vervollkommnung, Beziehung hatte, der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit; und der Protestantismus eilte hier unleugbar sehr weit dem Catholicismus voran. Die große Frage: in welchen Verhältnissen Regierung und Volk gegen einander stehen sollen? ist in den Protestantischen Ländern zuerst praktisch beantwortet worden; und wie auch immer die Formen der Verfassung sich modificirten, so hat man es doch zuerst in ihnen deutlich eingesehen, daß Regierung und Volk nur Ein Interesse haben. Bis auf die Reformation war dieses der Regel nach in allen größern Staaten von Europa getrennt; das Volk schien nur da zu seyn, um Auflagen zu bezahlen, die Regierung um ihre Launen zu befriedigen; selbst die, in Rücksicht auf das Innere mit Recht gepriesene, Staatsverwaltung

von Ludwig XII. floß mehr aus seinem Herzen, als aus seinem Kopf, und blieb ohne Nachfolger in seinem Zeitalter. Allein die Reformation, indem sie überhaupt die Freyheit des menschlichen Geistes wiederherstellte, gab eben dadurch der Menschheit eine höhere Würde; und legte so den Grund zu jener höhern politischen Freyheit, die mit der unumschränkten Monarchie so gut wie mit der Republik bestehen kann, weil sie überhaupt nicht in der Form der Verfassung, sondern in dem Geist der Regierungen, und in dem Geist der Nationen gegründet ist. Indem man auf diesem Wege von der Maxime zurückkam, das Volk nur als Mittel zu betrachten; indem selbst die ersten der protestantischen Fürsten es laut bekannten, daß sie nur des Volks wegen Fürsten seyn, floß aus dieser Quelle jene vervollkommte **Staatswirthschaft**, durch welche, im Durchschnitt genommen, die meisten protestantischen Staaten vor den Catholischen so lange sich ausgezeichnet haben. So ungereimt es seyn würde, die Ursachen durch welche eine Staatsverwaltung wie die von Grosbrittanien, wie die der Preussischen Monarchie, sich

bildete, in der protestantischen Lehre suchen zu wollen, so gewiß ist es, daß ohne den Protestantismus nimmermehr sich solche Staatsverfassungen hätten bilden können, weil jener kühnere Schwung des Geistes dazu gehörte, den er erst, entfesselt von den alten Banden, die seine Kräfte lähmten, wagen konnte. Es ist wahr, daß für mehrere Catholische Staaten diese Beyspiele nicht umsonst blieben; allein wenn man in ihnen ein ähnliches Bedürfniß empfand, wurden nicht die protestantischen Länder als Vorbilder betrachtet? Schöpfte nicht der unsterbliche Colbert seine Ideen aus dem, was er in den Niederlanden vor sich sah? Strebte nicht der kühne Joseph II. dem Muster nach, das Friedrich der Große ihm aufstellte? Wie ganz anders war nicht die Entwickelung der bürgerlichen Cultur in den kleinen Staaten des protestantischen Deutschlands in Vergleich mit den catholischen Staaten Italiens? War, bis auf die Zeiten wo Leopold II. in Toscana ein Muster aufstellte, das dennoch für die Nation verlohren blieb, die keinen Sinn für so etwas hatte, unter diesen auch wohl ein einziger, von dem man

sagen könnte, daß Staatsverwaltung in ihm die mindesten Fortschritte gemacht hätte? Umsonst sucht man solche Erscheinungen aus dem Zufall, oder aus dem Charakter der Fürsten zu erklären. Die Reihe derselben ist zu lang, das Feld der Erfahrung zu groß, als daß man mit solchen Erklärungen noch ausreichen könnte. Der Protestantismus war es, der, wenn auch erst spät, diese Segnungen über die Menschheit ausgoß. Eine statistische Schilderung des Protestantischen Europa gegen das Catholische, wäre ohne Zweifel die größte Lobrede, die man auf die Reformation schreiben könnte; allein glücklicherweise liegen die Resultate hier, bey allen noch übrigen Mängeln, so klar vor Augen, daß es einer solchen Schilderung nicht weiter bedürfen wird.

II. Folgen der Reformation für die wechselseitigen Verhältnisse der Staaten von Europa, oder das System des politischen Gleichgewichts.

Wofern die Reformation noch andere Veränderungen in dem gesellschaftlichen Zustande der Völker hervorbrachte, so bezogen sich diese auf

die Erweiterung ihrer Einsichten, und liegen daher ausser dem Kreise dieser Abhandlung. Wir gehen daher jetzt zu der Untersuchung der zweyten und wichtigen Frage fort: **Wie ihr Einfluß auf die wechselseitigen Verhältnisse der Staaten von Europa,** das heißt **auf das System des politischen Gleichgewichts, beschaffen war?** Da dieser aber nicht immer gleich groß, und nicht immer derselbe blieb, so erfordert es die Deutlichkeit, die Uebersicht des Ganzen in Perioden zu zerlegen. Die Folge wird zeigen, daß beynahe jedesmahl die Mitte und das Ende der Jahrhunderte hier nicht blos der Zeit, sondern auch der Sache nach, die Abschnitte machen; und diesem gemäß werden wir **fünf** Zeiträume unterscheiden, von denen der **erste** das Zeitalter von Carl V. und Franz I., oder die erste Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts; der **zweyte**, das von Philipp II. und Elisabeth, oder die letzte Hälfte des 16ten Jahrhunderts; der **dritte**, das von Richelieu und von Gustav Adolph, die Periode des dreyßigjährigen Kriegs, oder die erste Hälfte des 17ten; der **vierte**, das

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

von Ludwig XIV. und Wilhelm III., oder die zweyte Hälfte des 17ten Jahrhunderts; und der letzte, wo es keiner genaueren Abtheilung bedarf, das 18te Jahrhundert umfassen wird.

Erster Zeitraum 1517—1556.

Seit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts bildete Europa durch die vielfache Verschlingung des Interesse seiner Staaten untereinander, und die daraus entsprungenen Verbindungen und Gegenverbindungen, in einem viel höheren Sinne des Worts ein **Staatensystem**, als es in den Jahrhunderten des Mittelalters der Fall war. Bey dem Steigen der gesellschaftlichen Cultur überhaupt müssen, da es der Berührungspunkte so viel mehrere giebt, auch die Verhältnisse der Staaten verwickelter werden, und von selber jene Erscheinung erzeugen, die der Geschichte des neueren Europas das Interesse der Einheit giebt. In einem solchen Aggregat von Staaten als Europa enthält, muß aber der **Grundsatz des politischen Gleichgewichts** sich desto schneller entwickeln, jemehr sie ungleich an Macht sind. Es

ist das Bedürfniß aller, zu verhindern, daß nicht ein Einzelner so übermächtig werde, allen übrigen Gesetze vorzuschreiben; und je ungleicher die Macht der Einzelnen ist, um desto häufiger werden die Verbindungen, und also desto mannichfaltiger und fester die Verschlingungen der Staaten unter einander werden. So lernt auch der Mächtige es einsehen, daß die Unterdrückung oder die Vernichtung des Schwächern, an dem er einen nützlichen Verbündeten findet, ihm nichts weniger als gleichgültig ist; so werden auch die Staaten von der zweyten, ja von der dritten, Ordnung, zu einer politischen Wichtigkeit erhoben, zu der sie sonst nicht gelangen konnten, und welche die Guarantie ihrer Existenz wird; so erhebt sich die Politik über den platten Egoismus; und seitdem die einsichtsvollsten Männer unserer Tage die Nothwendigkeit anerkennen das zertrümmerte Gebäude, das der Sturm der Revolution zu Boden warf, wo möglich wieder aufzurichten, darf auch der Schriftsteller kein Bedenken mehr tragen, es als das einzige anzupreisen, das eines erleuchteten Zeitalters würdig ist.

Die Reformation hat dieses System in seinen Hauptverhältnissen geraume Zeit hindurch vorzugsweise bestimmt, wenn man gleich nicht sagen kann, daß es erst eine Folge derselben war. Unter den Staaten Italiens, da dieses Land bis gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts einer völligen Unabhängigkeit genoß, erzeugt, gepflegt, gebildet, und auch schon wieder verbildet und gemißbraucht, verbreitete es sich von daher, mit der Italienischen Politik überhaupt, über Europa; allein das unglaubliche Schwanken der Staatskunst in den ersten anderthalb Decennien des 16ten Jahrhunderts, zeigt, daß es noch ohne feste Grundsätze war, und die Hauptideen der praktischen Politik von Europa sich noch gar nicht fixirt hatten. Wenn indeß die Geschichte in keinem andern Zeitalter ein so sonderbares Gewebe von Projekten und Gegenprojekten, von Bündnissen und Gegenbündnissen, aufzuzeigen hat, so zeigt doch vielleicht gerade die Menge derselben, daß man das Bedürfniß fester Grundsätze empfand; und das Staatensystem unsers Welttheils scheint nur das Bild einer ungeheueren Masse

darzustellen, die noch ihren Schwerpunkt nicht gefunden hat. Der plötzliche Wachsthum des Habsburgischen Hauses durch die Vereinigung der Kaiserkrone und der wichtigsten Oesterreichischen Besitzungen mit der der Spanischen Monarchie auf Einem Haupte, machten diesem Schwanken ein Ende. Die Rolle, welche Frankreich in dem Staatensystem von Europa spielen mußte, war nun auf einmahl bestimmt; die Rivalität zwischen Franz I. und Carl V. legte den bleibenden Grund zu dem System des Gleichgewichts von Europa; die Politik von Heinrich VIII. dem seine Eitelkeit mit der Einbildung schmeichelte, den Ausschlag in den Fehden der beyden Nebenbuhler geben zu können, und die um vieles wichtigere dauernde Verbindung, in welche Franz I. schon seit 1530. mit der Pforte trat, gaben ihm einen Umfang, nach dem es Europa von einem Ende bis zum andern umfaßte. So wurde also die Eifersucht der beyden Hauptmächte unsers Continents die erste Triebfeder der allgemeinen Politik; und ist es auch, wenn gleich ihre Wirksamkeit zuweilen durch vorübergehende Ursachen

auf einige Zeit geschwächt werden konnte, geblieben.

Bis auf die Mitte des 16ten Jahrhunderts hatte die Reformation an den Verhältnissen dieser großen Mächte gegen einander, und an der Ausbildung jenes Systems, noch keinen bedeutenden Antheil gehabt; denn die vergeblichen Bemühungen von Franz I. die Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes in sein Interesse zu ziehen, bedürfen kaum einer Erwähnung. Allein indem sie schon damals zwey Staaten gewissermaaßen neu gründete, die in der Folge zu den wichtigsten Bestandtheilen des Europäischen Staatensystems gehören sollten, Schweden und Preussen, bereitete sie dadurch dessen künftige Entwickelung vor. Von mehr unmittelbarer Wichtigkeit aber wurde die neue Belebung des deutschen Reichs. In diesem Staatskörper mußte jetzt, durch die Verbindungen der protestantischen Fürsten als Oppositionsparthie, ein eigenes System des Gleichgewichts sich bilden, das lange Zeit hindurch, wie bereits oben gezeigt, sein Lebensprincip geblieben ist, und den entschiedensten Einfluß auf

das politische System von Europa überhaupt gehabt hat. Die aufgeklärten Staatsmänner gelangten bald zu der Ueberzeugung, daß die Zerstörung des Gleichgewichts in Deutschland durch die Erdrückung der protestantischen Parthie, indem sie dem Oesterreichischen Hause den Weg zu der Herrschaft dieses Landes bahnte, auch die Zerstöhrung des Gleichgewichts in Europa nach sich ziehen würde; wie die Theilnahme Schwedens und Frankreichs an dem 30jährigen Kriege, und früher schon das Bündniß zwischen **Heinrich** II. und **Moriz von Sachsen** zur Genüge beweißt.

Die Ursache, weßhalb die Reformation nicht sogleich damals einen großen Einfluß auf die allgemeine Politik von Europa bekam und bekommen konnte, liegt offenbar darin, weil von den beyden vorhererwähnten Hauptmächten dieses Welttheils keine sie annahm. Hätte Franz I. ihr freyen Eingang in Frankreich gegönnt, wäre die protestantische Lehre in diesem Reiche die herrschende geworden, so würde die religiöse Grenzscheidung auch zugleich die politische allgemein

in Europa bestimmt haben. Allein da dieses nicht geschah, so konnte auch auf die Verhältnisse und die Rivalität zwischen Frankreich und dem Habsburgischen Hause die Reformation keinen bedeutenden Einfluß gewinnen. Um sie zu einer Haupttriebfeder der Politik von Europa zu machen, mußten noch andere Ereignisse eintreten; und die zweyte Hälfte des 16ten Jahrhunderts führte diese herbey. Man findet sie leicht in der **Revolution der Niederlande**, und der **Einführung jener Glaubensveränderung in England**. Beyde stehen aber sowohl der Zeit, als ihrer Rückwirkung auf das übrige Europa nach, in einer so genauen Verbindung, daß sie kaum von einander getrennt betrachtet werden können.

Zweyter Zeitraum 1556—1603.

Keine andere Begebenheit dieser Periode hat einen so schnellen, einen so großen, und zugleich einen so bleibenden Einfluß auf das Staatensystem von Europa gehabt, als die Revolution der vereinigten Niederlande. Sie gehört ihrem

Ursprunge nach, zu den Folgen der Reformation. Die beschränkten Talente von Philipp II. verstatteten es ihm nicht, sich über die Vorurtheile seiner Erziehung und seines Zeitalters zu erheben; seine stolze Tyranney wollte nur den Gebrauch gewaltsamer Mittel; und seine unermüdete Thätigkeit vergrößerte stets das Feuer, das sie auslöschen wollte. So erschuf er selber die neue Republik, und die Freyheit ward auch hier die Tochter des Despotismus.

Es lag in der Entstehung dieser Revolution, daß sie sogleich nicht nur eine politische Tendenz erhielt, sondern auch auf die allgemeine Politik von Europa sehr bald ihre Wirkung äußerte. Die Insurgenten mußten einen Kampf mit einer der ersten Mächte von Europa bestehen; und wenn ihnen gleich der unpartheyische Geschichtforscher nicht den Ruhm absprechen wird, sich durch eigene Kraft behauptet zu haben, so konnten sie doch selber nur am schwersten zu der Ueberzeugung der Möglichkeit davon gelangen, und sahen sich, oder vielmehr glaubten sich, in der Nothwendigkeit, nach auswärtiger Hülfe sich umzusehen.

Bald in Frankreich, bald in England, und in keinem von beyden, besonders nicht in dem letztern, vergeblich unterhandelnd, ward so das Interesse der kaum werdenden Republik schon in das Interesse der Hauptmächte von Europa verflochten; und, gleich der Minerva, bewafnet gebohren, saß sie auch gleich ihr schon sofort in dem Rathe der Götter.

Durch diese Theilnahme der fremden Mächte an der Niederländischen Revolution bildete sich in dem Westen von Europa ein neues politisches System. Wäre Frankreich damals nicht durch seine inneren Religionskriege in eine Crise gestürzt, welche seinen ohnehin schwachen Königen die ernstliche Theilnahme an den auswärtigen Händeln unmöglich machte, so müßte es ihm sehr leicht gewesen seyn, die entstehende Republik durch feste Bande an sich anzuschließen; allein da dies nicht geschah, so erndtete Elisabeth die Vortheile dieser Verhältnisse. Da sie selber in England den Protestantismus wieder hergestellt hatte, und auf die Erhaltung desselben ihre Macht im Inneren gegründet war, so ver-

einigte sich ihr Interesse in diesem wichtigen Punkte mit dem der Niederländer; und eine Verbindung zwischen beyden Staaten konnte unter diesen Umständen nicht anders als sehr natürlich seyn. Allein wie groß auch immer die Vorsicht und die Mäßigung war, die Elisabeth in diesem glänzenden Theile ihrer Rolle bewies, so stand es doch nicht ganz in ihrer Macht, die Folgen davon zu bestimmen. Als die Mächtigste unter den protestantischen Fürsten in Europa, ward sie als die Stütze des Protestantismus überhaupt angesehen, während dagegen Philipp II. als der Vorfechter der catholischen Religion erschien. So wurde jetzt das politische und religiöse Interesse noch viel tiefer in einander verschlungen; und allmählig entwickelte sich daraus ein politischer Grundsatz, der, wenn auch nicht förmlich öffentlich anerkannt, und nur in gewissem Sinne wahr, doch lange Zeit der Lieblings-Grundsatz mehrerer Fürsten und Cabinette blieb, und den Stuarts endlich den Thron kostete: daß Catholicismus die Stütze der unumschränkten Gewalt, und Protestantismus die der Volksfreyheit sey. Es möchte

schwer seyn das Erste zu beweisen; das Letzte war nur in sofern wahr, als eine protestantische Parthie unter einer catholischen Regierung durch den Druck zu einer Oppositionsparthie gemacht, ihr gefährlich werden konnte.

In der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts erscheint daher nun das politische System von Europa in einer ganz andern Gestalt als in der ersten. In dieser waren Oesterreich und Frankreich die Hauptmächte Europas gewesen, deren Rivalität das Gleichgewicht bestimmte; aber da Frankreich jetzt nur mit sich selber beschäftigt, und in Faktionen, welche die Fremden unterhielten, zertheilt, in seinen eigenen Eingeweiden wüthete; da Oesterreich, schon durch die Trennung von Spanien geschwächt, unter dem unfähigen Rudolph II. blos vegetirte, traten Spanien und England an ihre Stellen. Bey der Rivalität von jenen konnte religiöses Interesse keinen bedeutenden Einfluß haben; bey der Rivalität von diesen waren religiöses und politisches Interesse unzertrennlich vereinigt. Bey der Rivalität von jenen konnte die Landmacht allein entscheiden; bey der Rivali-

tät von diesen galt die Landmacht weniger, die Seemacht desto mehr; und seit der glorreichen Besiegung der unüberwindlichen Flotte hörte man in Europa von **Seemächten** sprechen, ein Nahme der einen Begriff bezeichnete, den die Politik bis dahin noch gar nicht, oder nur sehr unvollkommen, gekannt hatte.

So waren die Elemente des neuen Systems, von dem die Republik der vereinigten Niederlande mit jedem Jahre ein wichtigerer Bestandtheil wurde. Sie gelangte bald zu der völligen Trennung von Spanien, zu der sie anfangs gar nicht hatte gelangen wollen; und bald auch zu der Sebstständigkeit, daß sie nicht mehr der schützenden Aegide einer fremden Macht bedurfte. Allein die Bahn des Ruhms die sie lief, war eine neue Bahn, und führte sie zu einem Ziel, an dem das staunende Europa sie mit Verwunderung sah. Noch während des Streits über ihre Existenz riß sie schon den Welthandel an sich, und fand in diesem die Hülfsmittel zu einem Kampfe, der länger und blutiger als jener der Griechen gegen die Perser war. So erwuchs in

der Mitte des monarchischen Staatensystems eine Republik, die diesem Welttheil zuerst es zeigte, was ein Handelsstaat sey der sich auf eine Seemacht stützt; und wenn die Reformation die Mutter dieser Republik genannt werden muß, so wurde auch durch sie, indem nachmahls das Handelsinteresse zum politischen Interesse erhoben ward, das neue Lebensprincip der Politik vorbereitet, das dereinst dieselbe in Europa in Thätigkeit setzen sollte, wenn das, welches die Religion ihr einhauchen konnte, erstorben seyn würde.

Dritter Zeitraum 1603—1648.

In der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts erlitt das System des Gleichgewichts von Europa eben so große Veränderungen als Erweiterungen; allein der Einfluß der Reformation auf dasselbe nahm nicht nur nicht ab, sondern zeigte sich eben damals in seiner größten Stärke. Mit dem Tode von Philipp II. (1598.) und Elisabeth (1603.), hörte auch die Rivalität von Spanien und England auf, die einen Hauptgrund in der persönlichen Abneigung jener beyden Regenten gehabt

hatte; und England verfiel unter der indolenten Regierung von Jacob I. in einen Zustand, der alle ernstliche Theilnahme an den auswärtigen Angelegenheiten verhinderte; und bald darauf unter dem Gewühl der inneren Unruhen unter seinem unglücklichen Sohn, es so gut wie gänzlich isolirte. Aber in Frankreich war seit der Gelangung der Bourbons auf den Thron die innere Ruhe hergestellt: und die pflegende Hand von Heinrich IV. und Sully hatte über alle Erwartung schnell die tiefen Wunden geheilt, welche die Bürgerkriege ihm geschlagen hatten. Es nahm den ihm gebührenden Platz in dem Staatensystem von Europa wieder ein; die alte Eifersucht gegen das spanisch-österreichische Haus lebte von selber wieder auf; in dem Plan von Heinrich IV. sollte sie aber nur das Mittel zum Zweck, nur die Grundlage eines neuen Systems werden, nach dem Europa umgeformt werden sollte. Wer kannt jenes berühmte Projekt einer Europäischen Republik nicht, dessen Ausführung diesem Welttheil einen dreyßigjährigen Krieg entweder erspart, oder wahrscheinlicher ihn noch schneller würde her-

beygeführt haben. Mit seinem Tode (1610.) verschwand aber nicht nur dieses Projekt; sondern an die Stelle der Rivalität mit Spanien trat selbst eine freundschaftliche Verbindung, und, eine Beute elender Hofpartheien, fiel Frankreich in den nächsten vierzehn Jahren in ein Schwanken zurück, das erst endigte als Richelieu (1624.) mit fester Hand sein Staatsruder ergriff.

Allein wenn die Ermordung von Heinrich IV. es auch bewirkte, daß Frankreich in dem großen Trauerspiel das in Europa aufgeführt werden sollte, nicht gleich die erste Rolle übernahm, so konnte doch dadurch dieses Trauerspiel selber zwar wohl aufgeschoben, aber nicht verhindert werden. Die Scene desselben ward nur verlegt; und indem Deutschland in dem 30jährigen Kriege dieß traurige Vorrecht erhielt, ward an das Schicksal desselben auch das Schicksal von Europa geknüpft.

Der allgemeine Gesichtspunkt, aus dem man die Entstehung dieses Krieges betrachten muß, ist oben bereits angegeben. Seit dem zu leicht

errun=

errungenen Religionsfrieden zu Augsburg, war die Erhaltung des Gleichgewichts der beyden Parthien in Deutschland, das beständige Ziel der Politik hier geblieben. Allein wenn man die innere Geschichte des deutschen Reichs seit jenem Frieden bis zum Ausbruch des großen Krieges (1556-1618.) in einem allgemeinen Ueberblick verfolgt, so liegt es klar vor Augen, wie prekair die Erhaltung der Ruhe hier gewesen war. Schon in dem Frieden selbst lag durch das reservatum ecclesiasticum, das die Protestanten **nicht** anerkannten, ein Zunder zu künftigen Kriegen. Auch außerdem gab es beständigen Stoff zu wechselseitigen Klagen; die alte Parthie konnte sich zu schwer daran gewöhnen, die neue für vollgültig anzusehen; und ohne den Beweiß historisch zu führen, läßt es sich deßhalb schon psychologisch vermuthen, daß das Recht in den meisten Fällen auf der Seite der Protestanten war. Daher bilden ihre Religionsbeschwerden auf den Reichstägen der damaligen Zeit fast stehende Artikel; und hätten nicht die Türkenkriege eine momentane Vereinigung zuweilen erzwungen, und die Auf-

merksamkeit auf einen anderen Gegenstand gelenkt, — schwerlich hätte die Ruhe so lange erhalten werden können. Die persönlichen Eigenschaften von Ferdinand I., und mehr noch von seinem würdigen Nachfolger Maximilian II., trugen viel dazu bey sie auf eine Zeitlang zu sichern; aber dafür sammelte sich unter der eben so langen als indolenten Regierung von Rudolph II. des Stoffs zum Mißvergnügen schon so viel, daß die beyden Parthien schon damals gerüstet gegen einander überstanden. Im Jahre 1608. bildete sich die **protestantische Union**, und diese hatte wiederum die Entstehung der **catholischen Ligue** zur Folge.

Allein die inneren Verhältnisse der Protestantischen Parthie hatten sich unterdeß so unglücklich entwickelt, daß sie bereits in sich selber zerfallen war. Die religiöse Trennung der Lutheraner und Reformirten hatte auch in Deutschland ihren Einfluß auf die Politik geäußert, und die Eifersucht zwischen den Churfürstlichen Häusern Sachsen und Pfalz, besonders seitdem das letzte an die Spitze der Union trat, entfernte das erste von der Theil-

nahme an der gemeinschaftlichen Sache. Hatte noch bisher ein Gleichgewicht zwischen den beyden Parthien existirt, so mußte es schon dadurch aufgehoben werden. Aber das größte Uebel, das die Protestanten drückte, war der Mangel eines Chefs, der ihre Parthie hätte zusammen halten können; worohne jede Föderation, sobald sie in Thätigkeit sich setzen soll, bald in ein Nichts zurücksinken muß. Seit Moritz von Sachsen ward es den Protestanten nicht so gut, unter ihren Fürsten einen einzigen zu finden, der auch nur einigermaßen dazu die Talente zugleich mit der Macht gehabt hätte; am wenigsten unter den Mitgliedern der neuen Union, während die Ligue ganz den Mann den sie brauchte am Herzog Maximilian von Bayern fand.

Des brennbaren Stoffs war aber auf diese Weise die Menge nicht blos durch ganz Deutschland, sondern auch in andern Ländern, besonders den Hauptländern der Oesterreichischen Monarchie, zerstreut; und seitdem der unduldsame Ferdinand II. zum Nachfolger hier war ernannt worden (1617), mußte man fast täglich den Aus-

bruch eines Feuers erwarten, das so leicht nicht wieder zu stillen seyn konnte. Wo der zündende Funke eigentlich fallen würde, konnte Niemand vorher bestimmen; das Schicksal wollte daß es in Böhmen geschah; der Krieg würde aber wahrscheinlich der Hauptsache nach derselbe geworden seyn, wäre es auch anderswo geschehen. Furchtbar und schnell loderte nun die Flamme auf; und veranlaßte einen Brand, der halb Europa ergrif; und nachdem er 30 Jahre gewüthet hatte, zwar in seinen Haupttheilen, völlig aber erst um 11 Jahre später (1659) gelöscht werden konnte. Wenn gleich alles Detail dieses Krieges ausserhalb unsern Grenzen liegt, so müssen wir ihn doch nach seinen Hauptperioden verfolgen, um die großen Veränderungen deutlich machen zu können, welche die Reformation durch ihn in den Verhältnissen des Staatensystems von Europa hervorbrachte.

Es fehlte sehr viel daran, daß der dreyßigjährige Krieg vom Anfang bis zu Ende nach einem gewissen Plane, oder auch nur zur Erreichung Eines Ziels geführt worden wäre. Wem fiel es

bey seinem Anfange wohl ein, daß er 30 Jahre dauern, daß er sich so weit verbreiten würde? Jener furchtbar wahre Ausspruch des ältern Cato, daß der Krieg sich selber ernähre, bestätigte sich leider! auch hier. Von Zeit zu Zeit ward ein neues Interesse geweckt, das der Flamme wieder frische Nahrung gab, wenn sie so eben schien erlöschen zu wollen. Allein bey allem Wechsel der Dinge, bey aller Verflechtung des politischen Interesse, bildete doch das Religions-Interesse den Grund des ganzen Gemähldes; und der dreyßigjährige Krieg in seinem ganzen Umfange muß daher als Wirkung der Reformation betrachtet werden.

In seinem Ursprung war er blos ein Bürgerkrieg in dem Inneren der Oesterreichischen Monarchie, der die Bezwingung der Böhmischen Insurgenten zum Zweck hatte. Durch die Schlacht bey Prag ward dieser Zweck auf das vollkommenste erreicht; der Krieg konnte geendigt scheinen.

Allein die Leichtigkeit des Gelingens erzeugte neue Pläne. Die besiegte Parthie in Böhmen hieng mit den Protestanten im Reich zusammen;

sie hatte in dem unglücklichen Friedrich von der Pfalz, dem Chef der Protestantischen Union, sich einen König erwählt. Eben dieser Fürst irrte nun als Flüchtling herum, kaum noch von ein Paar Abendtheurern mit einer Handvoll Leute unterstützt. Seine Erbländer lagen fast offen dar, und schienen eine sichre Beute zu seyn. Seine eigne Unfähigkeit nicht nur, sondern auch die Unfähigkeit der übrigen Mitglieder der Union war so klar erprobt, daß es nicht mal einer zweyten Schlacht bey Prag zu bedürfen schien, um die Protestantische Parthie zu vernichten; die ohnehin schon schwach genug gewesen war, sich gutwillig entwafnen zu lassen. Das letzte Ziel mochte auch damals dem Kayser schwerlich klar vor Augen liegen; allein je weiter man es hinausstecken konnte, um desto größer war sein Reiz; und je rascher man ihm entgegen gieng, um desto mehr fixirte sich die Idee, daß es die Herrschaft von Deutschland seyn sollte.

Aber um eben diese Zeit (1621) brach das Kriegsfeuer auch noch in einem andern Lande wieder aus. Nach einem 12jährigen Stillstande zwi-

schen Spanien und den Niederländern, fieng der, kaum zur Regierung gelangte, Philipp IV. den Kampf wieder an; und der neue Niederländische Krieg mußte dem deutschen Kriege, so wie dieser jenem, fast nothwendig Nahrung geben. Auch hier war es dasselbe Religionsinteresse; und zwischen den, seit langer Zeit sich fremd gewordenen, Spanischen und Oesterreichischen Linien war seit Ferdinand II. Thronbesteigung eine so trauliche Verbindung wieder hergestellt, daß Spanisches und Oesterreichisches Interesse jetzt in Eines zusammenfloß. Der Krieg ward also zugleich jetzt hier und in Deutschland fortgeführt: aber mit dem veränderten Zweck hatte er auch ein höheres Interesse erhalten. Die Bezwingung von Böhmen war eine Oesterreichische Haussache; die Unterjochung von Deutschland mußte Europa interessiren.

Die Einmischung fremder Mächte in den deutschen Krieg war unter diesen Umständen zu erwarten; und Frankreich, bey seiner alten Eifersucht gegen Oesterreich, mußte sich wohl am ersten dazu berufen fühlen, seinen mächtigen Rival

sich nicht durch die Unterjochung Deutschlandes über den Kopf wachsen zu lassen. Allein bis Richelieu (1624) das Staatsruder ergrif, hatte die Französische Regierung, mit sich selbst uneins, kein festes System; und auch Er, war anfangs zu sehr mit den inneren Angelegenheiten beschäftigt, als daß er sogleich thätigen Antheil hätte nehmen können. Aber er unterhandelte im Norden von Europa. Da der Versuch von Christian IV. von Dänemark, sich in die deutschen Angelegenheiten zu mischen, durch die Schlacht bey Luter am Barenberge (1626) mißlang, war Er es, der Gustav Adolph ermunterte, als der Rächer der Sache der Protestanten aufzutreten.

Diese erste "Verflechtung des Nordens von „Europa in das Interesse des südlichen und westlichen" ist eine ganz neue Erscheinung in dem Europäischen Staatensystem, aber nicht weniger folgenreich als sie neu war. Bis dahin hatten die Nordischen Reiche ein System für sich gebildet, das, besonders durch die Polnischen und Schwedischen Kriege, — gleichfalls eine Folge des religiösen Interesse, das sich mit dem Familien-

interesse vereinigte, — seit 40 Jahren sehr genau in einander verschlungen war; zwischen ihm und dem übrigen Europa hatte es aber noch gar keine feste Berührungspuncte gegeben. Die Reformation führte diese herbey; **und durch sie ward Europa zuerst zu Einem Staatensystem verbunden.** In einem Zeitalter wo man es so tief fühlte, daß das Gleichgewicht der beyden Parthien in Deutschland höchst precair war, mußte eine Macht im Norden die Oesterreich balancieren konnte, Bedürfniß werden. Schweden übernahm diese Rolle, und damit begann eine neue Ordnung der Dinge in dem Europäischen Staatensystem.

Als der am meisten geordnete Staat im Norden, und besonders damals im Besitz so wichtiger Länder an der Ostsee oder dem Finnischen Meerbusen, war Schweden dazu unstreitig am meisten geschickt; wiewohl der Erfolg doch gelehrt hat, daß mehr die außerordentlichen Talente seines Königs, als seine inneren Hülfsquellen, es dazu geschickt machten. Die glänzende Laufbahn von Gustav Adolph endigte früh durch

seinen Tod bey Lützen, aber doch spät genug, um Schweden seinen Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten, und zugleich auf Europa, zu sichern. Selbst der Wechsel des Kriegsglücks konnte diesen nicht ändern, zumal seitdem nach der Niederlage von Nördlingen (1634) auch Richelieu nicht länger bloßer Zuschauer blieb. Schweden gehörte von jetzt an zu den ersten Mächten Europas, und der berühmte Westphälische Friede schien durch die mächtigen Besitzungen die er Schweden in Deutschland verschaffte, ihm diesen Rang zu sichern. Man hat oft gefragt: ob Gustav Adolph, hätte er länger gelebt, nicht der Freyheit von Deutschland würde eben so gefährlich als Oesterreich geworden seyn? Wenn man voraussetzen darf, daß er den Vorschriften einer gesunden Politik gefolgt wäre, — und darf man dieß nicht bey einem solchen Fürsten? — so scheint die Frage nicht schwer zu beantworten zu seyn. Es gab nur Ein Mittel durch welches sich Schweden auf der Höhe behaupten konnte, zu der es gelangt war, — der Principat der protestantischen Parthie in Deutschland. Als Chef dersel-

den behielt es den entscheidendsten Einfluß auf die Angelegenheiten Deutschlands; als solcher blieb es die Macht, die Oesterreich balancirte: als solcher der natürliche Bundesgenosse von Frankreich; als solcher behauptete es also seinen Rang unter den ersten Mächten von Europa. Will man einen solchen Principat, der allerdings drückend für manche Deutsche Stände werden konnte, da fast Alles dabey auf die Art und Weise der Ausübung beruhete, Vernichtung der Deutschen Freyheit nennen, so mußte diese in dem Plane von Gustav Adolph liegen. Wollte er aber mehr als dieß, so verdarb er sich selber seine glorreiche Rolle, und hätte etwas gewollt, das er auf die Dauer doch nicht hätte behaupten können. Die Herrschaft des Schwächern über den Stärkern kann, durch vorübergehende Ursachen herbeygeführt, eine Zeitlang dauern; allein es ist gegen die Natur, daß sie lange dauert. Es war unmöglich daß Deutschland hätte von Schweden zur Provinz gemacht werden können.

Der Westphälische Friede machte dem Deutschen sowohl als Niederländischen Kriege ein Ende.

Kein Friede ist so sehr gepriesen, oft über die Gebühr gepriesen werden. Er hatte allerdings drey wichtige Folgen, indem er erstlich: Deutschland seine Constitution, und durch dieselbe beyden Partheyen ihre Existenz und ihre Rechte sicherte: indem er ferner der Republik der vereinigten Niederlande die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit verschafte; indem er endlich drittens die Verhältnisse von Frankreich sowohl als von Schweden zu Deutschland bestimmte. Allein so wichtig auch unleugbar diese Punkte sind, mit so vielem Recht man ihn als die Basis der Deutschen Constitution, bis auf die Veränderungen unserer Tage, betrachtet, so that man ihm doch zu viel Ehre an, wenn man ihn, wie so oft geschiehet, auch als die Basis des Gleichgewichts von Europa betrachtet. Die allgemeinen Grundsätze des Staatensystems von Europa zu regulieren fiel den Friedensstiftern nicht ein, und konnte ihnen nicht einfallen, da sie gar nicht dazu beauftragt waren. Sehr natürlich wurden also die wichtigsten und intricatesten Verhältnisse der Hauptmächte von Europa gar nicht auseinandergesetzt, ja zum Theil gar nicht

mal erwähnt. Der Krieg zwischen Spanien und Frankreich dauerte noch über ein volles Decennium bis zum Pyrenäischen Frieden fort; ob Portugal unabhängig von Spanien bleiben sollte, blieb noch länger unausgemacht. An die Continentalverhältnisse von England wurde gar nicht mal gedacht, weil damals dergleichen gar nicht existirten; und die Verhältnisse des Osten von Europa in seinen Haupttheilen bestimmte erst 12 Jahre später 1660 der Friede zu Oliva. Wenn daher gleichwohl der Westphälische Friede in den Geschichtsbüchern der Grundstein des Gleichgewichts von Europa heißt, so ist es nur eines der vielen Beyspiele, wie in der Geschichte oft die falschesten Vorstellungen durch öftere Wiederholungen endlich selbst bey unterrichteten Männern Eingang finden können.

Die erste Hälfte des 17ten Jahrhunderts war also der Zeitraum, wo die politische Wirkung der Reformation fast auf alle Theile des Europäischen Staatensystems am stärksten war, da auch England eben damals durch religiöse Secten zu Bürgerkriegen, und durch diese zu einer Staatsrevolution geführt, und in Frankreich die

Parthie der Hugenotten mit Gewalt entwafnet wurde. Allein auch die moralisch-politischen Spannfedern verlieren ihre Elasticität allmählig. Dieß war auch der Fall mit der Reformation; und die **zweyte Hälfte** des 17ten Jahrhunderts gibt bereits davon den Beweis.

Vierter Zeitraum 1648—1702.

Man muß dem Französischen Cabinette den Ruhm zugestehen, daß es sich zuerst über den engen Gesichtskreis erhob, auf den sich die Bigotterie der übrigen Mächte beschränkte. Indem Richelieu mit Gustav Adolph, der Cardinal mit dem protestantischen Könige, in Verbindung trat, zeigte er dadurch Europa, daß das politische Interesse nicht blos an das religiöse geknüpft werden dürfe. Das **Zeitalter von Ludwig XIV.** befreyte Europa allmählig von dieser Meynung. Seine politische Entwürfe hiengen nicht mit der Religion zusammen, und das religiöse Interesse würde damals bereits gänzlich aufgehört haben, die Europäische Staatsmaschiene in Bewegung zu setzen, wenn es nicht auf Einen Hauptheil von ihr

noch mächtig gewirkt hätte, nemlich auf England. Das Getreibe der politisch-religiösen Factionen war hier zu wild gewesen, als daß selbst mit der Restauration die Gährung auf einmal hätte gestillt werden können; die unsinnige Politik der letzten Stuarts gab ihm zu viele Nahrung. Wenn in ihren Augen Einführung des Catholicismus auch Einführung der unumschränkten Gewalt und darum ihr Ziel war, so gelangte dagegen die Nation zu der festen Ueberzeugung, daß nur mit Erhaltung des Protestantismus die Nationalfreyheit erhalten werden könne. Die stete Verbindung in der Ludwig XIV. mit Carl II., wie mit Jacob II. stand, verschafte diesem Grundsatz auch auf das übrige Europa einen praktischen Einfluß; und so mußte Ludwig XIV. ganz gegen seinen Willen behülflich seyn, als die Stuarts fielen, seinen eifrigsten Widersacher in Wilhelm III. auf den Englischen Thron zu erheben. Wenn diese Begebenheit als eine Folge der Reformation erscheint, so kann man sie auch gewissermaßen als die letzte ansehen, bey der sie ihren Einfluß auf die Politik von Europa im

Großen äußerte. Durch diesen wichtigen Wechsel wurde der Grund zu der Antipathie zwischen England und Frankreich gelegt; die aber, wenn man gleich mit dem Prätendenten England zuweilen zu schrecken suchte, aus ganz andern Quellen, als aus der des religiösen Interesse, ihre Nahrung erhielt. Das Handels-Interesse wog von jetzt an das Religiöse auf; und indem die Republik der vereinigten Niederlande sich seit jener Zeit an England anschloß, bildeten die Seemächte ein Hauptgewicht in der Wagschale von Europa, gegen das so mächtig gewordene Frankreich.

Auch da, wo man das Fortwirken des religiösen Interesse in der Politik am meisten hätte erwarten sollen, im Deutschen Reich, verlor dasselbe seine politische Wirksamkeit; und eine ganz andere Entwickelung bereitete sich hier vor, als zu der Zeit des Westphälischen Friedens auch der kühnste Prophet sie hätte vorhersagen mögen. Bey den Eroberungsentwürfen von Ludwig XIV., und dem erneuerten Vordringen der Türken, (die während des dreyßigjährigen Krieges glücklicherweise in Asien gegen die Perser beschäftigt gewesen

sen waren,) sah sich Deutschland in eine Reihe von Verhältnissen gestürzt, wo die beyden Religionspartheien genöthigt waren ihre Streitigkeiten zu vergessen, wenn sie auch ihren Haß nicht vergaßen. Der Drang der Zeitumstände führte Verbindungen herbey, auf welche die Religion keinen Einfluß hatte; und man sah die Waffen mehrerer der mächtigsten Protestantischen Fürsten mit den Kayserlichen vereinigt, um bald im Westen bald im Osten sich den eindringenden Feinden zu widersetzen. Die gerechten Besorgnisse, welche die Uebermacht von Schweden eingeflößt hatte, fiengen seit der Schlacht bey Fehrbellin (1675) an von selbst zu verschwinden. Die Verschwendung von Christina, und die wilden Entwürfe ihres Nachfolgers, hatten das Reich erschöpft; und wenn gleich ein so außerordentlicher Mann, wie Carl XII. war, durch außerordertliche Unternehmungen den Geist seiner Nation auf einige Zeit gleichsam über sich selbst erheben, und zu übernatürlichen Anstrengungen fähig machen konnte, so zeigte es sich doch bereits damals deutlich genung, daß ein von der Natur so wenig

begünstigtes Land bey dem großen Aufblühen der übrigen nothwendig zurückbleiben mußte. Aber dafür bildete sich jetzt ein anderer Staat in dem Norden von Deutschland selber, der Schwedens Einfluß auf das übrige Europa nicht blos ersetzen, sondern mehr als ersetzen sollte. Es ist oben bereits gezeigt, in wie fern die **Preussische Monarchie** der Reformation ihre Grundlage verdankt; wenn sie aber bey dem Sinken von Schweden in gewisser Rücksicht in dessen Stelle trat, so war doch ihre Einwirkung auf das Europäische Staatensystem von der von Schweden merklich verschieden. Wenn das letztere Reich durch seinen ungünstige geographische Lage und seine beschränkten Hülfsmittel nur unter dem Zusammenfluß günstiger Zeitumstände einen großen Einfluß auf jenes System haben konnte, so mußte dagegen dieser Einfluß bey Preussen, sobald diese Monarchie eine gewisse Stärke erhielt, viel fester und dauernder seyn. Es fehlte bis dahin der Kette dieses Systems an einem Gliede, welches die nördliche und südliche Hälfte in eine feste Verbindung gesetzt hätte. Schweden konnte dieß

wohl auf einige Zeit, aber aus den eben bemerkten Ursachen nicht fortdauernd, leisten. Preussen, durch seine Lage fast in gleichem Maaße dem Osten und Westen angehörend, hat, seitdem es in die Reihe der ersten Mächte von Europa einzutreten anfieng, diese Bestimmung erfüllt; und kann sie um so mehr fortdauernd erfüllen, da seine neuen Besitzungen in Polen einer Vervollkommnung fähig sind, die seine künftige Größe ihm sichern kann, wenn **deutsche** Cultur erst über sie verbreitet ist.

Fünfter Zeitraum.

Das achtzehnte Jahrhundert.

Die Ursachen durch welche die Reformation bereits in dem vorigen Zeitraume angefangen hatte, ihre politische Wirkungskraft zu verlieren, werden aus dem bisher Angeführten sich bereits von selber ergeben; eben diese Ursachen, noch durch andere verstärkt, wirkten aber in diesem neuen Zeitraume mit noch stärkerer Macht. Wenn es überhaupt in der Natur der Dinge liegt, daß

moralische Triebfedern ihre Spannkraft auf eine gewisse Zeit behalten, und dann anfangen zu erschlaffen; so lehrt uns die Geschichte, daß es alsdann unmöglich ist, ihre verlohrne Energie ihnen wiederzugeben. Sie wirken durch die unmittelbare Verbindung, in der sie mit der herrschenden Denkart stehen; und so wie diese nach der Einrichtung unsrer Natur einem beständigen, wenn auch nicht plötzlichen doch allmählichen, Wechsel unterworfen ist, so müssen auch sie es seyn. Das Zeitalter von Ludwig XIV., besonders die erste Hälfte desselben bis zum Nimweger Frieden, glänzte von so vielen Seiten, daß bey der Menge von neuen und großen Gegenständen, die sich der Aufmerksamkeit und der Bewunderung darboten, der Gesichtskreis der Nation um vieles erweitert werden mußte. So wenig auch die Achtung für Religion überhaupt sank, so sehr theilten doch bey dem Aufblühen der Kunst und Litteratur die Werke von diesen die öffentliche Aufmerksamkeit. Was in Frankreich geschah, geschah auch allmählig in den übrigen Ländern des cultivirten Europas; man empfand es immer mehr, daß es auch

außer den dogmatischen Streitigkeiten noch andere Gegenstände gebe, um die man sich zu bekümmern hätte. Zwar muß man sich sorgfältig hüten, die Wirkung davon nicht zu hoch anzuschlagen. Der Geist der Intoleranz, der aus den oben entwickelten Ursachen den Völkern Europas viel zu tief eingedrückt war, verlohr sich noch in langer Zeit nicht nur nicht aus dem Privatleben; sondern zeigte sich auch unverholen in der Verwaltung der innern Staatsangelegenheiten. Die Aufhebung des Edikts von Nantes, durch welche Ludwig XIV. indem er französischen Kunstfleiß über das übrige Europa verbreitete, diesem, ohne daran zu denken, einen Ersatz für den Schaden gab, den er ihm durch seine Kriege zugefügt hatte, gab einen Beweis davon in Frankreich; und durch die berühmte Clausel zum 4ten Artikel des Ryßwiker Friedens sorgte Ludwig XIV. dafür, daß auch ein neuer Zankapfel zwischen die Catholiken und Protestanten in Deutschland geworfen ward, dessen Wirkungen noch lange fühlbar blieben; allein wie mächtig auch noch jener verderbliche Geist auf diese Verhältnisse wirkte, so sichtbar verlor er

seinen Einfluß auf die wechselseitigen Verhältnisse der Staaten und auf die höhere Politik. Der Nebel der Vorurtheile senkte sich zuerst aus den erhabenern Regionen, aber es dauerte noch lange, bis die Sonne der Aufklärung ihn auch aus den niedern vertreiben konnte. Am meisten indeß war es der Gang der öffentlichen Angelegenheiten selbst, der der Politik immer mehr eine veränderte Richtung gab. Nachdem bereits in der letzten Periode durch die Unternehmungen von Ludwig XIV., und die Bereicherung der Holländer durch ihren Handel und ihren Kunstfleiß, die Staatskunst auf ganz andere Gegenstände als die Religion gerichtet war, erregte die **Eröfnung der Spanischen Monarchie** am Ende derselben ein ganz neues, und so großes und wichtiges, Interesse, daß der ganze Westen von Europa dadurch fast anderthalb Decennien hindurch beschäftigt ward. Zu eben der Zeit, und noch länger, brannte ein eben so furchtbares Kriegsfeuer im Osten dieses Welttheils, wodurch derselbe eine gänzliche Umformung litt. Eine Macht vom ersten Range bildete sich hier, der das catholische und

protestantische Interesse gleich fremd seyn mußte, da sie zu keiner von beyden Parthien gehörte; und die großen Scenen, welche die Heldenlaufbahn von Eugen und Marlborough, von Carl und Peter darboten, waren so verschieden von Allem was Europa bisher gesehen hatte, ihre Dauer so lang, und die Eindrücke, die sie zurückliessen, so tief, daß es unmöglich war, wiederum auf die früher herrschenden Ideen in der Politik zurückzukommen. Die Lage fast aller Mächte von Europa war dadurch gänzlich verändert; und diese Veränderung, in Verbindung mit der Mittelmäßigkeit der Talente der meisten zunächst folgenden Regenten und Minister, erzeugte wiederum ein Schwanken in der Politik, das in den beyden Decennien zwischen 1720 bis 1740 demjenigen nicht unähnlich war, welches die ersten 16 Jahre des sechzehnten Jahrhunderts charakterisirt. Eine ähnliche Menge, und ein ähnlicher Wechsel der Verbindungen, indem Frankreich sich an England anschließt, und Oesterreich die Anerkennung seiner Pragmatischen Sanction zum höchsten Ziel seiner Politik macht! Allein an allen jenen Bündnissen

und Gegenbündnissen hatte die Religion bereits gar keinen Antheil; man sah die vormaligen Erbfeinde, England und Frankreich, mit einander im Bündniß; und eine Handelsgesellschaft zu Ostende wurde für viel wichtiger angesehen, als irgend ein Religionsstreit. Um diesem Herumtappen der Politik ein Ende zu machen, bedurfte es erst wieder des Genies eines großen Mannes, der Selbstständigkeit genug besaß, für sich zu handeln, und Kraft genug, sein System geltend zu machen. Er erschien in **Friedrich dem Zweyten.** Der **Breslauer** Friede 1742 legte den Grundstein zu dem neuen System des Gleichgewichts in Europa, worin Preussen und Oesterreich die ersten Glieder waren; und Frankreich, indem es sich bald an jenes, bald nachher an Oesterreich anschloß, sich selbst zu einer Macht vom zweyten Range herabwürdigte. Die Verschiedenheit der Religion in den beyden Monarchien gewann aber darauf gar keinen Einfluß; selbst im Deutschen Reich, wo doch die Reibung beyder Parthien am längsten dauern mußte, verlor sie sich fast gänzlich; und Alles zeigte an, daß die Re-

ligion, als Triebrad der Politik, ihre Kraft verloren hatte, und nur noch höchstens bey einem Volk, das an den wohlthätigen Fortschritten der Aufklärung gar keinen bedeutenden Antheil genommen hatte, wie bey den Polen, dazu gemißbraucht werden konnte, ihrem Factionsgeist Nahrung zu geben. So war es möglich, daß eine neue große Revolution Europa erschüttern konnte, ohne daß die Religion darauf einen weiteren merklichen Einfluß gewann, als daß ihr Bedürfniß für die Staaten, indem man sie vernichten wollte, gefühlt ward. So giebt endlich selbst derjenige Staat, für dessen Constitution die möglichste Erhaltung der Religionsparität unter seinen Ständen vormals eine der ersten Grundmaximen war, jetzt bey der Umformung seiner Verfassung den Beweis, daß von eben den Gegenständen, von denen man ein Jahrhundert früher die ganze Verhandlung würde angefangen haben, jetzt kaum beym Schlusse derselben noch gelegentlich die Rede ist; und vielleicht gar nicht mal die Rede seyn würde, wenn sie nicht noch mit Dingen anderer Art,

die ihre Wichtigkeit nicht verloren haben, zusammenhiengen.

III. Folgen der Reformation für den Handel und das Colonialsystem.

Der **dritte**, uns noch übrige, Gesichtspunkt, aus dem wir die Folgen der Reformation für die Politik betrachten müssen, ist ihr Einfluß den sie auf den **Handel** und die **Colonieen** gehabt hat. Vielleicht scheint dieser Einfluß auf den ersten Blick so entfernt zu seyn, daß er kaum mehr in den Kreis dieser Untersuchung gehört; allein es wird sich leicht zeigen, wie unvollkommen diese bleiben würde, wofern wir keine Rücksicht auf diesen Gegenstand nehmen wollten.

Die Reformation schuf die Republik der vereinigten Niederlande, und **durch** sie den Welthandel Europas. So klar diese Wahrheit ist, so könnte man vielleicht dagegen einwenden, daß derselbe sich auch ohne die Reformation würde gebildet haben, da man den Weg nach beyden Indien schon vorher gefunden, und das Beyspiel

von Portugal und von Spanien bereits vor Augen hatte. Allein abgerechnet, daß das was vielleicht geschehen seyn würde, nicht in Anschlag gebracht werden kann, so scheint dennoch so viel gewiß zu seyn, daß dieser Welthandel ohne die Reformation viel langsamere Fortschritte würde gemacht haben, und vielleicht gar nicht zu der Höhe würde gebracht seyn, zu der er würklich gelangt ist. Es bedurfte dazu einer kühnen und unternehmenden Nation, die unter dem Drange der Umstände sich aufrafte; und, indem sie nur in ihm die Hülfsquelle ihrer Freyheit und Existenz sah, mit aller der Energie, deren sie nur fähig war, sich ihn zueignete. Mit welcher Schnelligkeit überflügelten nicht seit dem Jahre 1595 die Holländer die bisherigen Herrscher Indiens auf allen Meeren? Für Portugal konnte damals, schon wegen seiner unglücklichen Vereinigung mit Spanien (1580—1640), kein weiteres Aufblühen erwartet werden; und die engherzigen Grundsätze, nach denen Spanien seinen Colonialhandel eingerichtet hatte, machten es unmöglich, daß daraus ein großer Welthandel

hätte werden können. Wie ganz anders blühte dagegen dieser Handel unter den Händen der Holländer auf; und wie ganz anders würde er noch aufgeblüht seyn, wenn er zu rechter Zeit sich von den Fesseln des Monopols hätte befreyen können? Gilt aber das, was man von den Holländern eingestehen muß, nicht auch, wenn gleich in einem geringern Grade, von den Engländern? War es nicht das Zeitalter der Elisabeth, wo sie unter den Drakes, unter den Howards, ihre Flagge über ferne Meere verrbreiteten? War es nicht der Geist des Protestantismus, der sie den Sieg über die unüberwindliche Flotte erringen, und durch ihn den ersten Grundstein zu jener Herrschaft des Meeres und jenem Welthandel legen half wie noch kein Zeitalter ihn sah? War es endlich nicht eben dieser Geist, der die freyen Seestädte Deutschlands beseelte, und sie zu einer Höhe emporhob, die selbst in den Zeiten des drohenden allgemeinen Umsturzes ihnen die allgemeine Achtung der Mächtigen erhielt? Wie man also auch über den Gang denken mag, den der Handel ohne die Reformation genommen haben würde,

so bleibt immer so viel gewiß, daß sie es ist, der er seinen schnellen Wachsthum, der er seine nachmalige Form verdankt.

Mit dem Handel stehen die Colonieen in einer so natürlichen Verbindung, in so fern sie seinetwegen angelegt wurden, daß sie kaum einer besondern Erwähnung zu bedürfen scheinen. Ist es erwiesen, daß es ohne die Reformation keinen Holländisch-Ostindischen Handel gab, so gab es auch ohne sie kein Cap und kein Batavia! Allein ich überlasse um so lieber die weitere Ausführung davon dem Geschichtschreiber des Handels, da sie mich leicht zu fremdartigen Untersuchungen führen, und selbst dem Verdacht mich aussetzen könnte, daß ich zu entfernte Folgen der Reformation noch mit in ihren Wirkungskreis zöge. Allein noch auf eine andere Weise, noch in einem andern Welttheil, hat die Reformation zu unmittelbar auf die Entstehung und Entwickelung eines jetzt blühenden und mächtigen Colonial-Staats gewirkt, der dazu bestimmt zu seyn scheint, in den kommenden Jahrhunderten dem Welthandel seine

Bahn zu bezeichnen, als daß ich diesen Gegenstand mit Stillschweigen übergehen könnte.

Wer waren jene Flüchtlinge, die an den Küsten einer neuen Welt, die in den Wäldern von Nord-Amerika sich ansiedelten, weil man sie in der alten ihren Gott nicht auf ihre Weise verehren lassen wollte? Waren es nicht, vielleicht vier Fünftheilen nach, die Ausgewanderten, welche die Gährungen, die die Reformation in England erregte, über den Ocean trieben? Schon unter Elisabeth ward der Grund zu diesen Anpflanzungen gelegt; es ist aber aus der Geschichte allgemein bekannt, daß die stürmische Periode der Stuarts auch die Periode ihres ersten Gedeihens war.

Allein mit ihrer religiösen Freyheit brachten die Colonisten auch schon den Keim zu ihrer politischen Unabhängigkeit hinüber, der, in Americas Boden gepflanzt, vielleicht auch selbst ohne jene, hätte gedeihen, und früher oder später Früchte tragen müssen. Es liegt in der Natur von Colonieen, (und eben dadurch werden sie zu-

gleich so wichtig für die Menschheit,) daß in ihnen eine neue Masse von politischen Ideen in Umlauf kommen muß. In dem neuen Lande jenseit des Meers kann nicht alles wieder werden, wie es in dem alten war. Wäre daher auch hier die Verbindung mit dem Mutterlande weniger eng geworden als sie es wirklich ward, die letzte Wirkung würde wahrscheinlich doch dieselbe gewesen seyn. Aber man weiß, wie schwach von jeher jene Abhängigkeit war; man weiß, daß jede jener Provinzen schon in ihrer innern Verfassung eine so vollendete Republik darstellte, daß sie bey ihrer gemeinschaftlichen Losreissung den unschätzbaren Vortheil hatten, ohne weitere innere Revolutionen fast nur blos ihre Centralregierung bilden zu dürfen.

So verbreiteten sich also die politischen Folgen der Reformation auch jenseit des Oceans; so bleibt es eine nicht zu bezweifelnde Wahrheit: ohne die Reformation kein freyes Nordamerica! Leser, blicke über das Meer auf jene neue Welt, wo jetzt ein verjüngtes Europa aufblüht! Sieh

dann zurück auf Luther und Tetzel, — und wage es noch im voraus die Folgen von Revolutionen zu berechnen!

II.

Geschichte
der
Revolution der Gracchen.

Wofern irgend ein Theil der alten Geschichte durch die Begebenheiten der neuesten Zeiten wiederum ein höheres Interesse erhalten hat, so ist es ohne Zweifel derjenige Zeitraum der Römischen Republik, in dem dieselbe die Weltherrschaft an sich riß, und durch eine Reihe von Umwälzungen und Bürgerkriegen sich endlich in einen Monarchischen Staat umformte, der aber deshalb der übrigen Welt nicht weniger gefährlich blieb. Die furchtbare Erscheinung einer **großen militärischen Republik**, die man damals zum erstenmal sah, blieb ohne Gleichen bis auf unsere Zeiten; und ohne gesuchte und nur zu oft verfehlte Parallelen zwischen Personen oder Begebenheiten der alten und neuesten Zeit zu ziehen, wobey die Wahrheit gewöhnlich mehr verliert als gewinnt, ist diese, nicht in zu-

fälligen oder vorübergehenden Eigenheiten, sondern in dem Wesen der Verfassungen selber gegründete Aehnlichkeit zu auffallend, als daß sie noch eines weiteren Beweises bedürfte.

Unter diesen Umständen verdienen nicht blos die großen auswärtigen Kriege, sondern nicht weniger die gewaltigen innern Erschütterungen, welche der Römische Freystaat in dieser Periode erlitt, die Aufmerksamkeit des Geschichtforschers. Sie fiengen an mit den Unruhen der Gracchen, und endigten erst ein volles Jahrhundert nachher (134-31 v. C.) mit der Schlacht bey Actium. Diesen ganzen Zeitraum hindurch befand sich die Republik in einem revolutionairen Zustande, wenn gleich einzelne Abschnitte desselben mehr oder weniger stürmisch waren. Ein solcher Zustand entsteht in einem Freystaat, so bald die politischen Parthieen in politische Factionen ausarten, das heißt, so bald die Herrschaft der Vernunft aufhört, und dafür die der Leidenschaften beginnt; eine Grenzlinie, die sich zwar leicht in der Theorie, aber desto schwerer im Einzelnen Falle mit Bestimmtheit ziehen läßt.

Leider! findet sie sich schon fast immer da, wo politische Partheien anfangen ihre Grundsätze practisch geltend zu machen; und eben darin liegt der Grund, weshalb alle Versuche zu Staatsumformungen, so bald sie nicht ausschließend durch die Hand der Regierung gemacht werden, in den Augen der Vernunft so äußerst gefährlich sind. Eben deshalb aber ist es bey ihnen auch gerade **der Anfang**, der am meisten die Aufmerksamkeit des denkenden Geschichtforschers verdient. Factionen, wenn sie sich erst gebildet haben, treiben ihr Spiel fast immer auf eine ähnliche Weise; die Tactik ihrer Häupter ist nur nach Zeitumständen modificirt, aber der Hauptsache nach dieselbe; und ähnliche, wenn auch nicht gleiche, Erscheinungen, müssen daher unter solchen Umständen wiederkehren. Allein **der Anfang** bleibt verschieden; und die Entwickelung von diesem ist deshalb der eigentlich lehrreiche Theil der Geschichte von Revolutionen.

Aus diesem Gesichtspunct betrachtet, muß die hohe Wichtigkeit der **Unternehmungen der Gracchen** jedem einleuchten. Sie waren die

ersten Urheber jener Staatsumwälzung, die erst nach einem vollen Jahrhundert, gerade mit dem entgegengesetzten Ausgang, endigte, als derjenige war, den sie ihr geben wollten. Sie erregten zwar noch nicht selber Bürgerkriege, sondern nur Bürgerliche Unruhen, die jedoch schon mit blutigen Auftritten, wovon sie selber die Opfer wurden, verbunden waren; allein das von ihnen angezündete Feuer ward nie wieder gänzlich gelöscht, als endlich unter den Trümmern der Republik; und die Flamme der Bürgerkriege loderte nachmals desto furchtbarer auf, je mehr unterdeß des Stoffs sich gesammlet hatte. Aber um ihre Unternehmungen verstehen und beurtheilen zu können, bedarf es nothwendig eines tiefern Blicks in den damaligen Zustand des Staats, dessen Verbesserer sie werden wollten.

Der Römische Staat hatte, als der erste von ihnen als Reformator seiner Verfassung auftrat, bereits sein siebentes Jahrhundert erreicht. Nach einem langwierigen Streit hatte er sich bereits seit hundert und funfzig Jahren zu der Herrschaft von Italien erhoben, und in diesem

letztern Zeitraum, nach einem noch hartnäckigern Kampfe, seine Nebenbuhlerinn, das reiche Carthago, besiegt, und dadurch ein Uebergewicht über alle Mächte der damaligen Zeit erhalten, wodurch er im Stande war, die Herrschaft der Welt an sich zu reissen. **Macedonien** und **Griechenland** waren unterjocht; alle vormalige Carthagische Provinzen waren **Römische** Provinzen geworden. In Asien hatten die Römischen Legionen bereits gesiegt, und auch in andern Ländern hatte der Senat Verbindungen, die ihn, wenn auch nicht zum förmlichen Oberherrn, doch zum Vormunde derselben machten; ein Vortheil, den er mit dem bloßen Titel Socius **Populi Romani** zu bezahlen pflegte. — In seinem Innern hatte Rom bereits seit zwey Jahrhunderten einer völligen Ruhe genossen. Die alten Streitigkeiten zwischen Erbadel und Bürgerstand, (**Patriciern** und **Plebejern**) hatten schon lange aufgehört, seit dem der letztere völlig gleiche Rechte mit dem ersten erhalten hatte, und das Patriciat daher, wenn es auch fortdauerte, doch zu einem bloßen Namen geworden war.

So schien Rom auf den ersten Blick in einer Lage zu seyn, die ihm eine lange innere Ruhe nicht weniger, als einen schnellen Wachsthum seiner Herrschaft, zusicherte. Aber wer tiefer sah, wer genauer die innern und äußern Verhältnisse kannte, mußte auf ganz andere Betrachtungen geleitet werden, und konnte die großen Erschütterungen, die binnen kurzem erfolgten, mit vieler Wahrscheinlichkeit ahnen, wenn es auch unmöglich war, ihre Folgen und ihre Entwickelung voraus zu sehen.

Der Römische Staat war allerdings eine **Republik**; aber bey weitem der geringste Theil der Bewohner dieses Staats waren **Bürger** desselben. Nur die Einwohner der **Stadt Rom**, und des sehr mäßigen **Stadtgebiets**, nebst einigen einzelnen Städten Italiens, denen man, unter dem Namen von **Municipien** gleiche Rechte mit Rom selbst gegeben hatte, verdienten diesen Namen in der vollen Bedeutung des Worts. Sie allein machten das herrschende Corps, das souveraine Volk aus; alle übrigen zahlreichen Völkerschaften und Nationen, in und außerhalb

Italien, waren mehr oder weniger Unterthanen, je nachdem es den Römern beliebt hatte, ihnen größere oder geringere Vorrechte zu bewilligen. Wenigstens fand sich noch eine solche Verschiedenheit in Rücksicht der Völkerschaften Italiens. Die mehrsten von diesen, die nicht unbedingt sich den Römern unterworfen, sondern gewisse Bedingungen fest gesetzt hatten, wurden mehr als **Verbündete** behandelt, und behielten gewöhnlich ihre innere eigene Verfassung, wenn sie gleich ihre äußere verloren, und ihre Contingente an Truppen nicht weniger, als an Gelde, liefern mußten. Es herrschte aber auch unter diesen wieder eine merkliche Verschiedenheit, je nachdem sie das **Lateinische** oder das **Italische Bürgerrecht** hatten. Ganz anders aber verhielt es sich mit allen auswärtigen, und auch selbst verschiedenen Italischen Völkerschaften: die alle ihre Rechte verloren, und, im strengsten Sinne des Worts Römische **Unterthanen** geworden waren. Sie stunden unter der Herrschaft Römischer Gouverneurs, die jährlich zu wechseln pflegten, und litten um so viel mehr,

weil die militärische Verfassung, die Rom selbst zu allen Zeiten eigen war, auch auf sie übertragen wurde.

Der Römische Staat also bildete keinesweges eine einzige und untheilbare Republik, in der neuern Bedeutung des Worts; und eben so wenig kann man ihn eine föderirte Republik nennen. Zwar könnte man, in gewisser Rücksicht, Italien, das Hauptland, mit diesem Namen belegen; aber mit dem Unterschiede, daß die Verbündeten bey weitem nicht gleiche Rechte mit der Hauptstadt genossen.

Ließ es sich erwarten, daß diese zahlreichen Völkerschaften das Joch, das eine einzige Stadt ihnen aufgelegt hatte, immer geduldig tragen würden? Ließ es sich nicht voraussehen, daß besonders die Italischen Völkerschaften, denen man noch einen Theil ihrer Freyheit gelassen hatte, Versuche machen würden, sie völlig wieder zu erlangen, und gleichen Antheil mit Rom selbst an der Herrschaft des Staats zu haben? War dies nicht um so viel wahrscheinlicher, je härter das Joch war, das sie drückte? Und wenn

man auch annehmen dürfte, daß sie schon zu sehr an Sklaverey gewöhnt waren, um selber auf diese Gedanken zu kommen, hatte man nicht Ursache zu fürchten, daß irgend ein mächtiger Demagog in Rom selbst sie darauf leiten würde, um durch sie seinen Anhang zu verstärken? Konnte es für einen ehrgeitzigen Volksanführer wohl eine reitzendere Aussicht geben, als eine Umstürzung der bisherigen Verfassung auf diesem Wege zu versuchen, dessen letztes Ziel fast ohnfehlbar eine Oberherrschaft über Italien zu seyn schien?

Wenn aber diese äußere Lage von Rom dem Politiker Bedenklichkeit erregen mußte, so ließen die innern Verhältnisse den Ausbruch einer nahen Revolution beynahe mit Gewißheit voraus sehen. Ungeachtet der glänzenden Siege, ungeachtet der Ausplünderungen der reichsten Städte und Länder, war doch das Loos des größeren Theils des souverainen Volks in Rom selbst nichts weniger, als beneidenswerth. Im Gegentheil waren die Sieger der Welt bey weitem, der größern Zahl nach, um vieles ärmer,

als ihre Vorväter gewesen waren, deren ganzes Gebiet sich nur auf wenige Meilen erstreckte. Die fleißige Cultur ihres Landes sicherte diesen ihren Unterhalt; gerade jene Siege ertödteten aber die frühere Industrie; und die so oft gemachte Erfahrung bestätigte sich auch hier, daß durch Erobern und Plündern die Sieger nicht wohlhabend werden, sondern verarmen. Die Leichtigkeit des Beutemachens entwöhnt die Menschen von regelmäßigen Geschäften, und erzeugt Mangel statt Ueberfluß, weil sie zugleich durch steigenden Luxus eine Menge neuer Bedürfnisse schafft.

Auf diese Weise hatte sich in Rom eine Classe von Menschen gebildet, die weder Eigenthum noch Industrie besaß; ein zahlreicher **Pöbel**: eine Benennung, die man erst in unsern Tagen mit der des **Volks** hat gleichbedeutend machen wollen. So wie einzelne Familien sich durch Aemter, und besonders durch Verwaltung von Provinzen, ungeheuer bereicherten, so verarmte dieser immer mehr, und das schreckliche Phänomen, das große Städte gewöhnlich dar-

bieten, die höchste Dürftigkeit neben der höchsten Verschwendung zu sehen, fieng auch bereits an in Rom sich zu zeigen. Allein es gab hier dazu noch besondere Ursachen, die tief in der innern Verfassung des Staats versteckt lagen, und die man nothwendig kennen muß, wenn man über die politischen Ereignisse, welche die Folgen davon waren, urtheilen will. Die Reichthümer der großen Familien bestanden, wie man dieses bey einem Volke, das ursprünglich ganz eigentlich ein ackerbauendes Volk gewesen war, nicht anders erwarten kann, aus Ländereien, die aber, bey weitem dem größern Theile nach, nicht völliges Eigenthum, nicht eigentliche Familiengüter waren, sondern vielmehr Staatsländereien, die man gegen einen mäßigen Grundzins von dem Staat in Pacht hatte. So wie nemlich die Römer ihre siegreichen Waffen durch Italien allmählig weiter ausgebreitet hatten; so hatten sie auch den besiegten Völkern ihre Ländereien ganz, oder doch großentheils, genommen, weil man diese als den wichtigsten Theil der Beute, und den

eigentlichen Lohn des Siegs, betrachtete. In den eroberten Städten pflegte man alsdenn gewöhnlich Römische Colonisten anzusiedeln, denen man eine gewisse Parthie des eroberten Landes als Eigenthum austheilte. Allein der bey weitem größere Theil, besonders alles ungebaute Land, wurde zu Eigenthum des Staats, oder zu öffentlichen Ländereien gemacht. Man verpachtete diese, gegen die Entrichtung von Zehnten, zum Besten der Republik; und nach den ursprünglichen Einrichtungen sollten diese Pachtungen sowohl den besiegten Völkern, die ihr Eigenthum ganz oder zum Theil verlohren hatten, als auch den ärmern Bürgern in Rom, zu gut kommen. Allein diese Absichten wurden gänzlich verfehlt. Je reicher diese Ländereien, und je geringer das Pachtgeld war, um desto mehr drängten sich die reichen Familien dazu, und konnten sie um so viel leichter sich zueignen, da auch die Verpächter aus ihrer Mitte waren. Auf diese Weise gelangten also die Großen in Rom zu unermeßlichen Ländereien, die, wenn sie gleich im strengsten Sinne des Worts,

öffentliches Eigenthum waren, dennoch gewissermaßen Lehngüter wurden, deren Besitz man denen, die sich einmal darin gesetzt hatten, nicht wieder entreißen konnte. Wenn dieser Mißbrauch, durch den das Landeigenthum von Italien immer in die Hände einer geringern Anzahl Menschen kam, schon an sich selbst verderblich für Bevölkerung und Industrie war; so mußte er dieses noch in einem viel höhern Grade dadurch werden, daß diese Ländereien selbst nicht durch Tagelöhner, sondern durch leibeigene Sclaven gebaut wurden. Man glaubte sich dabey besser zu stehen, weil man diese härter halten konnte, und auch besonders, weil man bey Kriegszeiten nicht zu fürchten brauchte, daß sie zu Soldaten gemacht würden. Es ist leicht, die Folgen zu berechnen, die dies für ganz Italien haben mußte. Das Land ward entvölkert, weil die Einwohner gedrückt wurden; die Anzahl der Freygebornen ward geringer, in eben dem Maaße, als die Anzahl der Leibeigenen zunahm, und das Mißvergnügen, welches unter den noch übrigen herrschte, mußte um so

viel größer seyn, da man ihnen ihr Eigenthum gewaltthätig genommen hatte. In Rom selbst wuchs immer die Anzahl des müssigeu und dürftigen Pöbels; die Einwohner von dem Lande, die zu Hause kein Verdienst hatten, flossen, ungeachtet der ausdrücklich dagegen gegebenen Gesetze, nach der Hauptstadt, wo sich, bey der immer steigenden Verschwendung der Reichen, mehrere Erwerbsmittel ihnen darzubieten schienen.

Wenn dieser zahlreiche Pöbel nur eines Anführers und einiger hingeworfenen Ideen bedurfte, um sich zu einer democratischen Parthie zu bilden, so stand dieser bereits eine völlig gebildete aristocratische gegenüber. In jener langen Periode der innern Ruhe, die seit dem Aufhören der Streitigkeiten zwischen dem Erbadel und Bürgerstande durch die Gleichmachung der Rechte geherrscht hatte, war die Herrschaft des Senats allmählig so fest und unumschränkt geworden, daß man ihn eigentlich als die Römische Regierung betrachten muß. Alle wichtigen Staatsangelegenheiten wurden durch ihn abgemacht; der jährliche Wechsel seiner Vorsteher,

her, der Consuln, erlaubte es nicht, daß diese als solche einen bleibenden Einfluß sich sichern konnten; und den Versammlungen der Bürgerschaft war, außer den Wahlen der Magistrate, und einigen Formalitäten, fast gar keine Macht übrig geblieben. Jene, so lange, und glänzende, Verwaltung des Staats; jene, so glorreich geführten, und noch glorreicher geendigten, Kriege; jene Eroberungen, jene Verbindungen in allen Welttheilen hatten dem Senat in den Augen des Volks eine Würde gegeben, die außer der öffentlichen Meinung noch eine vielleicht festere Stütze an den, durch die Volksreligion geheiligten, Formen zu haben schien, ohne welche Rom nie das geworden wäre, was es ward. Ja selbst jene Wahlen, bey denen die Bürgerschaft ihre Rechte fast allein ausübte, schienen damals meist nur zu Förmlichkeiten geworden zu seyn. Denn während jener langen und unbestrittenen Herrschaft des Senats war allmählich eine **Familienaristocratie** gewurzelt, die zwar nicht zunächst auf der Geburt, sondern auf der Theilnahme an den höhern Magistraten, wovon Sitz

und Stimme im Senat in Rom die gesetzmäßige Folge war, beruhte; aber doch schon eine ähnliche Festigkeit erhalten hatte, als eigentlicher Geburtsadel sie nur erhalten kann. Denn allmählig war es dahin gekommen, daß eine Anzahl Familien jene hohen Würden des Staats, und also auch die Plätze im Senat, sich so gut wie ausschließend zugeeignet hatte, indem, wenn gleich patricische oder plebejische Abkunft darauf gar keinen Einfluß hatte, es doch beynahe unmöglich war, zu einer jener Stellen zu gelangen, wenn man nicht aus jenen Optimaten-Familien war, oder mit ihnen in enger Verbindung stand, die sich selber auch bereits **edle**, (*nobiles*), nannten. Diese Häuser waren es, die eigentlich die Vortheile von den Siegen und Eroberungen der Römer geerndtet hatten; die für den großen Haufen jedes erobernden Volks, wie auch immer seine Regierungsform beschaffen seyn mag, stets verlohren zu seyn pflegen. Aus ihnen waren die Befehlshaber und die Statthalter der Provinzen; und in ihnen waren die Reichthümer und Besitzungen aufgehäuft, auf

die, wie weit sie auch noch unter denen eines spätern Zeitalters blieben, doch die übrigen, die nicht in einer gleichen Lage waren, nur mit Neid hinblicken konnten.

So war damals die wahre innere Lage von Rom und dem Römischen Staat; und wer sieht nicht, daß ein Feuer hier unter der Asche glimmte, das wahrscheinlich früher oder später ausbrechen mußte? Es bedurfte nur eines Anführers, der sich an die Spitze stellte, um aus dem großen Haufen eine mächtige Oppositions-Parthie zu bilden, und mit ihr gegen die Aristocratie des Senats und der Regentenfamilien einen Kampf zu beginnen, dessen letzter Ausgang sich nicht berechnen ließ. Das gewöhnliche Schicksal solcher Staaten, die sich in einer ähnlichen Lage befanden, war sonst, daß irgend ein wilder Ehrgeiziger als Anführer der Bedrückten auftrat; nicht um ihnen zu helfen, sondern um sich emporzuschwingen. Rom hatte hierin ein günstigeres Schicksal. Zwey Brüder von reinem Herzen und hohem Patriotismus waren die Urheber dieser Versuche; und wenn sie ih-

nen dennoch mißlangen, so erhält die Geschichte derselben dadurch ein gedoppeltes Interesse.

Die Familie der **Gracchen**, zu der sie beyde gehörten, war zwar eine plebejische; aber darum doch eine der ersten in Rom, und außerdem durch Heyrathen mit einem der ersten patricischen Häuser, dem der Scipionen, auf das genaueste verbunden. Ihr Vater **Tib. Sempronius Gracchus** hatte die höchsten Würden des Staats bekleidet, indem er Censor und zweymal Consul gewesen war, und gleichsfalls zweymal die Ehre genossen, einen Triumph zu feyern; auch hatten schon frühere Vorfahren von ihnen an der Spitze der Römischen Heere gefochten. Ihre Mutter, **Cornelia**, war die Tochter des großen Scipio, des Siegers des Hannibal; nach dem allgemeinen Zeugniß des Alterthums die erste Frau ihrer Zeit. Jene Größe des Geistes, die ihren Vater, an dem sie mit schwärmerischer Bewunderung hieng, gleichsam über sein Zeitalter erhoben hatte, war in reichem Maaße auf sie fortgeerbt; und mit ihr zugleich jener zarte Sinn für Kunst und Litte-

ratur, der seit der genauern Bekanntschaft mit den Griechen zuerst in dem Hause der Scipionen in Rom einheimisch ward, und durch sie sich auch in dem Hause der Gracchen verbreitete. Aus ihrer fruchtbaren Ehe hatte sie nicht weniger als 12 Kinder gehabt, die aber, bis auf drey, früh wieder wegstarben; nur Zwey Söhne, **Tiberius** und **Cajus Gracchus**, von denen hier die Rede ist, und Eine Tochter, **Sempronia**, die an den jüngern Scipio, den Zerstörer Carthago's, verheyrathet war, blieben ihr übrig. Ihre Geburt berechtigte die Gracchen daher schon zu den größten Aussichten; und es konnte nicht blos gekränkter Ehrgeiz seyn, der sie bewog, eine ganz andere Laufbahn zu betreten, als die ihnen vorgezeichnet zu seyn schien. Erziehung und Zeitumstände mußten zusammen kommen, um sie zugleich fähig zu machen und zu bewegen die großen Rollen zu übernehmen, die sie beyde gespielt haben.

Seit dem Tode des Vaters ruhte auf den Söhnen um so mehr die ganze Hofnung der

Mutter, da die Ehe ihrer Tochter mit dem jüngern Scipio nicht sehr glücklich war: und sie hatte an ihrer Bildung den vorzüglichsten Antheil gehabt. Sie wollte sie zu **Staatsmännern** erziehen, und lebte nur in der Hofnung, wie sie ihnen oft wiederholte, nicht mehr die Schwiegermutter des Scipio, sondern die Mutter der Gracchen zu heißen. Zu diesem Ende waren sie sorgfältig in denjenigen Kenntnissen unterrichtet, welche in der politischen Laufbahn in ihrer Vaterstadt ihnen am nützlichsten werden konnten, in der Philosophie, und besonders in der Beredsamkeit. Da eben damals griechische Litteratur und Sprache in Rom, und besonders in dem Hause, aus dem ihre Mutter stammte, einheimisch wurde, so war auch ihr Unterricht darin griechischen Lehrern anvertraut worden, von denen wir jedoch nur die des ältern kennen, die aber um so mehr erwähnt werden müssen, da sie einen fortdauernden Einfluß auf ihn behielten. Sein Lehrer in der Redekunst war **Diophanes** aus Mitylene, den Cicero für den beredtesten Griechen

seines Zeitalters erklärt *); und die Fortschritte seines Zöglings beweisen, daß es ihm auch nicht an dem Talent des Unterrichts gefehlt habe. Seine Unterweisung in der Philosophie war dem **Blossius** aus Cumae anvertraut. Er gehörte zu der Stoischen Secte; und wenn man die hohen Begriffe kennt, die diese Schule von politischer Freyheit hatte, so muß es schon daraus wahrscheinlich werden, daß die Theorieen über Staatsverfassung, mit welchen sein jugendlicher Geist durch den griechischen Weltweisen genährt wurde, nicht ohne Einfluß auf sein nachfolgendes Leben blieb. Es war aber außerdem auch die herrschende Meinung im Alterthum; und beyde nahmen nachmals so thätigen Antheil an seinen Unternehmungen, daß sie in den Fall seiner Parthie mit verwickelt wurden. Der Fortgang der Untersuchung wird indeß lehren, daß man ihnen deßhalb nicht den Vorwurf machen kann, als hätten sie ihren Zögling zum politischen Schwärmer gebildet, der irgend ein Ideal

*) *Cic. in Bruto 27.*

von Staatsverfassung hätte realisiren wollen; er wollte nur die bestehende Verfassung verbessern, aber nicht sie über den Haufen werfen.

Das Alter der beyden Gracchen war zu verschieden, als daß sie zugleich auf dem öffentlichen Schauplatz hätten auftreten können. Der ältere, **Tiberius**, war 9 Jahre früher gebohren als **Cajus**; und da er seine politische Laufbahn so früh begann, als es nur die Einrichtungen des Römischen Staats erlaubten, und noch vor dem dreyßigsten Jahre sie endigte, konnte natürlich der jüngere Bruder erst später in seine Fußstapfen treten.

Tiber machte nach der Sitte aller jungen Römer seine erste Probe als Soldat im letzten Kriege gegen Carthago. Er war, damals ein Jüngling von 18 Jahren, im Gefolge seines Schwagers des jüngern Scipio; wohnte der Eroberung von Carthago mit bey, und war, nach der Versicherung eines Augenzeugen *), der erste, der die Mauern der brennenden Stadt er-

*) Des Fannius. M. s. *Plut.* I, p. 826.

stieg *). Wer würde nach diesem Zuge von Heldenmuth nicht erwartet haben, in ihm den ungestümen Krieger und brausenden Jüngling zu sehen? und doch war **Tiber** gerade das Gegentheil von dem allem. Eine Sanftmuth, die sich in jeder seiner Bewegungen äußerte; eine fast jungfräuliche Bescheidenheit, und eine Ruhe, die unfehlbar wieder Ruhe und Zuversicht einflößte, waren die Grundzüge seines Charakters, der keine andere Leidenschaft, als Vaterlandsliebe, zu kennen schien. Die Ueberredung gieng vor ihm her, und das allgemeine Zutrauen folgte ihm, bey Fremden nicht weniger als bey seinen Mitbürgern. Schon als Jüngling hatten ihn diese in das Collegium der **Augurs** aufgenommen, wo sonst nur Männer Zutritt fanden; allein einen noch weit rührendern Beweis davon, der tief auf ihn gewirkt zu haben scheint, erfuhr er selbst von Feinden, als er, bald nach der Besiegung von Carthago, als **Quästor** oder **Intendant** bey der Armee, in

*) Im Jahr 608. n. Erb. R. 146 v. Ch.

Spanien gegen Numantia diente. Dieser kleine Staat, in dem jetzigen Castilien, widerstand mit einem fast beispiellosen Heldenmuthe eine Reihe von Jahren der ganzen Römischen Macht. Die Numantiner hatten die Römische Belagerungsarmee geschlagen und eingeschlossen *), und würden sie vertilgt haben, wenn nicht Tiber, mit dem sie allein unterhandeln wollten, weil sie ihm allein trauten, sie durch einen Vertrag gerettet hätte. Sie erbeuteten aber das ganze Römische Lager, und in demselben auch die Staatsrechnungen des Quästors. Tiber kannte Rom zu gut, um nicht einzusehen, daß seine Gegner daselbst diesen Verlust nicht ungenutzt lassen würden; er beschloß, zu versuchen, ob er ihn durch die Großmuth seiner Feinde ersetzt erhalten könnte? Mit drey oder vier Begleitern gieng er gerade nach der feindlichen Stadt. Kaum erscholl hier die Nachricht, daß Gracchus ankäme, so öfneten sich ihm die Thore; das Volk strömte ihm entgegen; man führte ihn

*) Unter dem Consul Mancinus 617 a. u. c. 137 v. Ch.

herein; man hieng sich an seine Arme und Hände; man bewirthete ihn öffentlich; man gab ihm seine Papiere, und bat ihn, von der Beute so viel zu nehmen, wie er wollte; er aber nahm bloß eine Hand voll Weihrauch, den Göttern zu opfern.

Gracchus gieng bald nach diesem Vorfall nach Rom zurück; aber der Eindruck dieser Scene erlosch bey ihm nicht. Er hatte es in Numantia zum erstenmal lebhaft empfunden, was es heiße, der Mann des Volks zu seyn; und dürfen wir uns wundern, wenn hier der Entschluß bey ihm reifte, eben dieß für sein Vaterland zu werden, das ihn jetzt selber dazu aufzurufen schien?

Seine Reise durch Italien, als er nach Spanien gieng, soll bereits die ersten Entschlüsse bey ihm erzeugt haben. Der Anblick, den er hier sah, die Unterdrückung und Verarmung des Landmanns; seine ärmlichen Hütten neben den Landhäusern und unermeßlichen Besitzungen der Reichen, und den Heeren von Sklaven, die sie fütterten, würkten, nach dem Berichte sei-

nes Bruders, tief auf sein Herz. Sein Plan war ohne Zweifel schon gemacht, als er nach Rom zurück kam; allein die Umstände beschleunigten ihn, und schoben Tiber gleichsam auf die Schaubühne. Es gab in Rom eine starke Parthey, die den vor Numantia geschlossenen Vergleich für schimpflich hielt, und nicht gehalten wissen wollte. Nach den damaligen Begriffen von öffentlicher Treue sollte vielmehr die Armee nebst ihren Anführern den Feinden übergeben werden. Ein großer Theil des Volks, das Freunde, Brüder und Verwandte bey dem Heere hatte, wandte sich jetzt an Gracchus; und die allgemeine Liebe, der er unter seinen Mitbürgern genoß, war bereits so groß, daß man, ihm zu gefallen, die Strafe bloß auf den Anführer beschränkte, und ihn und die Armee davon frey sprach.

Indeß mußte sich demungeachtet Gracchus durch die Wendung, welche diese Angelegenheit nahm, doch nicht wenig gekränkt fühlen. Er hatte jenen Vergleich geschlossen, durch den er unter der Bedingung des Friedens und der

Unabhängigkeit von Numantia ein Heer von mehr als 20000 Bürgern dem Vaterlande erhalten hatte. Gleichwohl beschloß der Senat, gegen die Auslieferung des Consuls Mancinus, den aber die Numantiner nicht annehmen wollten, die Erneurung des Kriegs, und dem jüngern Scipio, dem Schwager des Gracchus, ward der Oberbefehl übertragen. Bey aller Schonung, die das Volk gegen ihn bezeigte, wurde also doch sein Vertrag von dem Senat cassirt; und nach der ausdrücklichen Versicherung von Cicero a. a. O., soll dieses die Erbitterung gegen denselben so sehr vermehrt haben, daß er förmlich mit ihm zu brechen sich vornahm.

Durch diesen Vorfall also noch fester an das Interesse des Volks gekettet, entschloß sich jetzt Tiber zu der Ausführung seines Plans, den er lange bey sich herum getragen hatte; und der, unter Begünstigung außerordentlicher Umstände, gereift war. So tief bey ihm die Ueberzeugung und das Gefühl von den eingerissenen Mißbräuchen war; so fest war auch sein Entschluß, ihnen abzuhelfen. Er besaß Stärke des Geistes

genug, um nicht nur die gewissen Aussichten, die er vor sich hatte, mit sehr ungewissen zu vertauschen; sondern auch, was einem Mann von seinem Herzen und Charakter um vieles schwerer fällt, die Verbindungen abzubrechen, in denen er mit Scipio, und andern seiner Freunde, stand; die seinen Grundsätzen abgeneigt waren. Allein er trat in eine Laufbahn, in der auch die glänzendsten Talente, und die größten Eigenschaften des Geistes und Herzens, selten ohne Erfahrung ausreichen.

Tibers Entwurf war von der Art, wie man es von einem jugendlichen Kopf von der Kraft und Gutmüthigkeit, die ihm beyde eigen waren, erwarten kann. Es sollte den eingerissenen Mißbräuchen durch eine Radical-Verbesserung auf einmal abgeholfen, die Macht und der Uebermuth der aristocratischen Parthey sollte gebeugt, und die Unterdrückten dagegen in gleichem Maaße gehoben werden. Er gieng von der Idee aus, **die Zahl der Landeigenthümer in Italien zu vermehren**; indem eine neue Vertheilung der sämmtlichen Staatslände-

reyen vorgenommen, und zugleich ein Maximum bestimmt würde, über welches der Antheil keines einzelnen Staatsbürgers sollte hinausgehen dürfen.

Tiber hatte es kein Hehl, daß er mit großen Entwürfen zu der Beglückung des Volks umgienge; und die öffentliche Stimme rief ihn bald durch lauten Zuruf, bald durch angeheftete Zettel, zu ihrer Ausführung auf. Allein um öffentlich handeln zu können, bedurfte er erst eines öffentlichen Amts; und nach seinen Verhältnissen konnten seine Wünsche auf kein anders als auf das Tribunat gerichtet seyn. Durch dieses zum gesetzmäßigen Vorsteher des Volks erhoben, erhielt er zugleich das Recht, und auch das Vermögen, zu dessen Besten zu wirken. Als Tribun durfte er Versammlungen der Bürgerschaft (*comitia tributa*) zusammen rufen; durfte in ihnen Vorschläge thun, die durch ihre Annahme gesetzliche Kraft erhielten; und hatte also auf diese Weise Mittel in Händen, trotz des Widerstandes und des Hasses der Gegenparthie, vor dessen Ausbrüchen ihn die Heilig-

keit und Unverletzlichkeit schützte, mit der seine Würde ihn umgab, Veränderungen in der Constitution und den Einrichtungen des Staats machen zu lassen. Die hohe Popularität, deren er bereits genoß, mußte ihm den glücklichen Erfolg bey der Bewerbung um eine Stelle sichern, welche durch die Wahl des Volks vergeben wurde. Er erschien als Candidat dazu, und ward auf das folgende Jahr mit 9 andern zu Volkstribunen gewählt *).

Wofern irgend etwas die Vorsicht und die Mäßigung von Tiber beweiset, so ist es die Art, wie er seine Reform unternahm. Er trat mit seinen Anträgen nicht eher auf, bis er mit

*) Die Wahlzeit der Tribunen fiel in Rom in die Mitte des Sommers, in die Erndtezeit, also in den August; sie traten aber ihre Stelle erst am 10 December an. *Dionys. Hal.* I, p. 410. Tib. Gracchus ward gewählt im Sommer 135 v. Ch. 619 n. E. R. Das Jahr seines Tribunats fällt also in 134 v. Ch. Er ward aber bereits in dem Laufe dieses Jahrs zu der Erndtezeit erschlagen; und hat also nur etwa 9 Monathe das Tribunat wirklich bekleidet.

mit einigen der ersten Männer, die gleiche Grundsätze mit ihm hegten, überlegt hatte, unter denen Plutarch drey auszeichnet; seinen Schwiegervater Appius Claudius, aus einem Hause das sonst immer an der Spitze der Aristocratie zu stehen pflegte; den großen Rechtsgelehrten Mucius Scaevola, damaligen Consul; und den Pontifex maximus Crassus. Die Theilnahme solcher Männer mußte ein günstiges Vorurtheil für ihn erregen; allein außerdem suchte er seinem ganzen Entwurfe auch noch dadurch alles Gehässige zu nehmen, daß er ihm das Ansehen einer Neuerung nahm. Es sollte nur zunächst die Wiederherstellung eines alten, bereits vor mehr als 200 Jahren durch einen Volkstribun Licinius gegebnen, aber längst in Vergessenheit gekommenen Gesetzes seyn, und selbst dieses unter großen Beschränkungen und Milderungen, durch welches damals das Maximum von Staatsländereyen, die jeder Römische Bürger sollte besitzen dürfen, bestimmt wurde. Alsdann berief er eine Versammlung des Volks, und schilderte in einer rührenden Rede die unglückliche

Lage der Bewohner Italiens, und des größten Theils der Hauptstadt selbst: "Die wilden Thie„re, die in Eurem Lande wohnen," sprach er, „haben ihr Lager und ihre Stäte; nur denen, „die für Italien fechten und fallen, vergönnt „man nichts, als Wasser und Luft! Ohne Woh„nung, ohne Eigenthum, irren sie mit Weib und „Kind umher. Sie hintergehen Euch, Eure „Feldherrn, wenn sie Euch auffordern, für Eu„ern Heerd und Eure Götter zu fechten; denn „Ihr habt keinen Heerd, Ihr habt keine vä„terliche Götter; nur für den Uebermuth und „die Ueppigkeit Andrer vergießt Ihr Euer Blut; „Ihr, die Ihr die Herrn der Welt heißt, und „keinen Fußbreit Eigenthum habt!" Er schloß, nach diesen Worten, mit dem Antrage, daß zufolge des Licinischen Gesetzes kein Römischer Bürger mehr als 500 Aecker *) an Staatsländereyen besitzen; alles übrige aber vermessen, und unter die ärmern Landbewohner und Bürger ausgetheilt werden solle. Um jedoch das Harte des Geset-

*) Ein R. Acker (iugerum) enthielt 28000 □ Fuß.

zes noch mehr zu mildern, ward noch die doppelte Bestimmung hinzu gefügt, daß jeder nicht emancipirte Sohn noch die Hälfte (250 Aecker) besitzen durfte; (der emancipirte konnte, als Bürger und Hausvater, seine vollen fünf hundert haben;) und daß für die abgetretenen selbst ein gewisser Ersatz aus der Schatzkammer gegeben werden sollte. Zugleich sollte eine eigne Commission aus 3 Männern niedergesetzt werden, um die Ausführung des Gesetzes zu besorgen. In der nächsten Volksversammlung, (es mußten, nach Römischem Herkommen, zwischen dem Vorschlage und Annahme eines Gesetzes jedesmal 19 Tage verstreichen), sollte über die Annahme gestimmt werden.

Dieß war das erste, so berühmte **Agrarische** Gesetz des ältern Gracchus; die Fackel der bürgerlichen Kriege, wie Cicero es nennt. Es ist der Ort hier, etwas stehen zu bleiben, und seinen Sinn sowohl als seinen Werth etwas genauer zu untersuchen.

Der Sinn desselben ist von den Schriftstellern oft dahin gemißdeutet worden, als hätte

es sich auf den Besitz von **allen** Ländereyen, seyn sie wahres Eigenthum, oder Staatsländerey, beziehen sollen. Es ist wahr, die Worte des Gracchischen sowohl, als des ältern Licinischen Gesetzes, so weit wir sie kennen *), scheinen diese Meinung zu bestätigen. In beyden heißt es überhaupt: "Niemand soll mehr als „500 Aecker Ländereyen (*agri*) besitzen." Allein schon aus den übrigen Bruchstücken dieser Gesetze ist es nicht minder gewiß, daß Ländereyen hier nur **Staatsländereyen** bezeichnen. Denn in dem vierten Bruchstück des Licinischen Gesetzes heißt es: "So oft das R. Volk Ländereyen „durch Curatores austheilen läßt, sollen dem „Einzelnen nicht mehr als sieben Aecker zugetheilt „werden." Es ist aber klar, daß **nur** Staats-

*) Die Bruchstücke beyder Gesetze sind gesammlet bey *Goes. Script. Agrar.* p. 348. Allein auch diese Bruchstücke sind aus Schriftstellern genommen, die nur den Sinn, aber nicht genau die Formel citirten. In eben dieser Sammlung p. 329 &c. findet man die Bruchstücke der *Lex Thoria*, die gleichfalls auf das Ackerwesen Beziehung hatte, nach ihrer ächten Formel. Hier heißt es stets ausdrücklich *Ager publicus*.

ländereyen so ausgetheilt werden konnten. In dem 8ten Fragment aber des Gracchischen Gesetzes werden auf gleiche Weise bey jeder neuen Vertheilung jedem 10 Jugera zugesprochen, mit dem ausdrücklichen Zusatz: von **Staatsländereyen.** Außerdem lehrt dieses ja aber auch die Bestimmung des Gracchischen Gesetzes, die sich in dem 5ten Fragment findet, deutlich: "daß „die Commission der Dreymänner entscheiden soll, „was öffentliches und was Privateigenthum sey." Wozu diese Bestimmung, wenn nicht von jenem **allein** die Rede gewesen wäre? Es war, weil der Gegenstand so wichtig, und die Streitigkeiten darüber so vielfältig und lange dauernd gewesen waren, Sprachgebrauch in Rom geworden, daß man nur überhaupt von **Land**, (*Ager*) sprach, wenn nur von den **öffentlichen** Ländereyen, den Staatsdomainen, die Rede war. Schon daraus aber müßte es auch wahrscheinlich werden, wenn nicht noch andere Gründe dasselbe bestätigten, daß der bey weitem größere Theil der Besitzungen der großen Häuser aus solchen öffentlichen Ländereyen bestand.

Aus diesem Gesichtspunct betrachtet erscheint das Gracchische Gesetz unstreitig in einem gerechtern Lichte, als bey der andern Meinung. Der Staat vindicirte seine ausgeliehenen Domainen, auf die er sich das Eigenthumsrecht immer vorbehalten hatte, um sie auf eine, für ihn vortheilhaftere, Weise wieder wegzugeben.

War dieses Verfahren dem **strengen Rechte** gemäß? — Es gab kein Gesetz, welches die jetzigen Güterbesitzer von der Pacht der Staatsländereyen ausgeschlossen hätte; **ursprünglich** auch keins, welches das Quantum derselben bestimmt hätte. Dieß war erst durch das Licinische Gesetz geschehen; also auch nur die Erneurung von diesem Gesetz konnte dem ganzen Schritt den Schein von strengem Recht geben. Allein dieses Gesetz war, wie hundert andre, in Rom und in jedem andern Staat, längst in Vergessenheit gerathen und außer Gebrauch gekommen. Das strenge Recht erlaubte ohne Zweifel, es für die Zukunft zu erneuern; allein erlaubte es auch ihm zugleich eine rückwirkende Kraft zu geben?

Aber von höherer practischer Wichtigkeit sind die Fragen: in wie fern es der **Billigkeit**, in wie fern es der **Klugheit** gemäß war?

Man müßte selber unbillig seyn, wenn man es den Optimaten verdenken wollte, daß sie etwas Unbilliges darin fanden. Sie waren erstlich größtentheils in einem sehr **langen** Besitze, vielleicht schon seit ein Paar hundert Jahren und länger. Denn so lange war es schon, daß Rom die Besiegung Italiens vollendet, und jener Ländereyen sich bemächtigt hatte. Ein so langer und ungestörter Besitz wird eine Art von Eigenthum. Man rechne hinzu, daß sie es waren, die diese Ländereyen verbessert, ja großentheils (denn man nahm gewöhnlich, wie bereits oben bemerkt, das ungebaute Land dazu,) sie zuerst urbar gemacht hatten. Sie hatten also große Kosten darauf gewandt, Schulden darauf contrahirt, Anlagen darauf gemacht u. s. w. Schwerlich konnte der Staat ihnen dafür einen Ersatz geben, der sie selber befriedigte, wenn ihnen dieser auch versprochen wurde!

Dazu aber kommt der bereits oben bemerkte Umstand: daß gewiß der bey weitem größere Theil der Familiengüter in solchen Besitzungen bestand; und das Gracchische Gesetz durch jene Bestimmung, wenn auch gerechter, doch darum wahrscheinlich nur wenig milder wurde. Die ganze Art, wie mit dem eroberten Lande verfahren wurde, zeigt, daß davon durch förmlichen Kauf, wenigstens unmittelbar, nur sehr weniges an Römische Familien kommen konnte. Es ward entweder an hingesandte Colonisten vertheilt; oder zu Staatsdomainen gemacht, die gegen Pacht oder Zehnten ausgegeben wurden. Gleichwohl konnten nur durch Hülfe dieser Eroberungen große Güterbesitzer in Rom entstanden seyn: denn das eigentliche Stadtgebiet (*ager Romanus*) war zu beschränkt, als daß es dazu hingereicht hätte. Die Einziehung der Staatsdomainen war also ein Schlag, der alle große Familien traf; und ihnen nicht nur einen Theil, sondern wahrscheinlich den bey weitem größern Theil von demjenigen, das sie schon lange als ihr Eigenthum anzusehen gewohnt waren, entriß.

Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, lag ohne Zweifel etwas sehr Hartes in diesem Gesetz. Auf der andern Seite konnte Gracchus mit Recht auch vieles wiederum für sein Unternehmen sagen. Schon blos für sich war der Theil von Staatsländereyen, den er jedem zu besitzen erlaubte, 500 Jugera, noch immer etwas sehr Beträchtliches. Wir können zwar, da wir die Größe der Besitzungen nicht mehr angeben können, die einzelne Familien wirklich hatten, auch nicht bestimmen, wie viel sie herauszugeben hatten; so wenig wir angeben können, wie hoch man den Ertrag von jedem Jugerum anschlagen müsse. Allein eine andre Bestimmung, die eben dieses Gesetz enthält *), daß bey der Anlage einer neuen Colonie der einzelne Colonist nicht über 10 Jugera erhalten solle, kann uns doch einigermaßen zur Richtschnur dienen. So viel rechnete man also für die strengen Bedürfnisse einer Familie; und wenn jeder der großen Güterbesitzer 50 solcher Portionen an Staatsländereyen be-

*) Man sehe bey *Goës.* l. c.

halten sollte, so hatte er wohl keine große Ursache zu klagen; auch sieht man zugleich daraus, wie weit Tiber von der Chimäre der Gleichmachung des Vermögens entfernt war. Dazu aber kamen noch die beyden, nichts weniger als unerheblichen, sondern dasselbe so sehr mildernden, Bestimmungen des Gesetzes: Daß für jeden Sohn, der noch unter väterlicher Gewalt stand, die Hälfte, nemlich 250 Jugera, und außerdem für Alles Eingezogene ein Ersatz aus der Schatzkammer zugestanden wurde. Das Erste war eben so wichtig als zweckmäßig, da in gleichem Verhältnisse als eine Familie zahlreicher war, ihr auch mehr bewilligt ward; und wenn aus dem Aerarium auch unmöglich ein vollkommner Ersatz gegeben werden konnte, so schien doch durch diese Bewilligung jeder Schein einer Ungerechtigkeit zu verschwinden. Schwerlich hat wenigstens jemals ein Staat der neuern Zeit eine Reduction seiner Domainen unter so gelinden Bedingungen unternommen; und wenn man das Unzulängliche eines vollen Ersatzes auch dennoch eingestehen

muß, so spiegelt sich wenigstens der milde Geist von Tiber in jeder dieser Bewilligungen so schön und so klar, daß er durch seinen Vorschlag seiner Mäßigung nicht weniger als seinem Patriotismus ein bleibendes Denkmal gesetzt hat.

Allein der höhere Gesichtspunct, aus dem dieses ganze Unternehmen vorzüglich betrachtet werden muß, ist ohne Zweifel der: in wie fern es dem Staatsinteresse gemäß war, und die **Klugheit** also es anrathen oder verbieten konnte? Es gab dabey ohne Zweifel große und wichtige Bedenklichkeiten, die sich vielleicht überhaupt nnter folgende drey Puncte bringen lassen. **Erstlich:** Es ist immer eine höchst gefährliche Sache für jeden Staat, irgend etwas zu unternehmen, das ein Verletzen der Heiligkeit des Eigenthums scheinen könnte, dessen Erhaltung der erste Zweck des Staats seyn soll. Es ist wahr, es war hier von keinem Eigenthum im strengen Sinne des Worts die Rede; allein jene Besitzungen waren in der herrschenden Meinung schon so gut als Eigenthum geworden; und die moralische Wirkung war also

dieselbe. Nicht blos die neueste Zeitgeschichte, sondern die Geschichte aller Zeiten hat es bewiesen, vorzüglich aber die Geschichte von Republiken, daß wenn hier die einmal angenommene Grenzlinie überschritten ist, sich nachher keine mit Sicherheit leicht wieder ziehen läßt. **Ferner:** Es war vorauszusehen, daß die Parthey des Senats nicht ohne Widerstand nachgeben würde; und die ganze damalige Lage der Republik, wie sie oben geschildert worden ist, mußte die Aufregung eines Factionsgeistes befürchten lassen, der so leicht nicht wieder beruhigt werden konnte. Und wenn die letzten Folgen davon überhaupt nicht zu berechnen standen, so kam noch **endlich** ein besonderer Umstand hinzu, welcher dieselben noch gefährlicher machen konnte. Der Vorschlag des Gracchus geschah keinesweges ausschließend zum Vortheil der Römischen Bürger, sondern überhaupt der Bewohner Italiens. Sie alle, und besonders jene Socii, sollten an der Wiederverpachtung der eingezogenen Domainen Antheil haben, und auf diese Weise zugleich dem tiefen Verfall des Ackerbaues und

ihrer Dürftigkeit abgeholfen werden. Diese Verbesserung ihrer Lage veränderte zwar überhaupt ihre Verhältnisse gegen Rom nicht; allein sie grenzte so nahe an eine solche Veränderung, daß diese letztere, wie es auch die Erfahrung bestätigte, davon fast unzertrennlich zu seyn schien. Mehrere dieser Völker, besonders die Lateiner, als die nächsten Verwandten der Römer, hatten schon öfters ausdrücklichen Anspruch darauf gemacht, mit ihnen gleiche Rechte zu genießen. Ließ es sich erwarten, daß sie bey einem solchen, sie unmittelbar interessirenden, Vorschlage sich unthätig und ruhig verhalten würden? Mußte es nicht für den Urheber desselben eine der von selbst sich darbietenden Aussichten seyn, durch sie seine Partie zu verstärken? Und schien nicht so der Weg zu einem Umsturze der bisherigen Verfassung gebahnt, der vielleicht bey dem besten Willen sich nicht abwenden ließ?

Allein so leicht es ist, diese Betrachtungen nach der Entwickelung des Schauspieles anzustellen, so unbillig würde es seyn, es dem Ti-

ber zum Vorwurf zu machen, wenn er sie nicht alle schon im voraus angestellt hätte. Als er auftrat, hatte man von dem Gange und den Folgen bürgerlicher Unruhen in Rom keine anschauliche Kenntniß, weil seit so langer Zeit dergleichen dort nicht geherrscht hatten; und es war aus dieser Ursache sehr verzeihlich, wenn Er in seinen Unternehmungen nur das Große und Wohlthätige, nur das Mittel zur Beglückung einer unterdrückten Volksclasse sah. Der Druck der Uebel, die aus den eingerissenen Mißbräuchen entstanden waren, war fühlbar genug, um in ihrer Hebung den sichersten oder selbst einzigen Weg zur Rettung des Staats zu sehen. Wenn wir selber es gesehen haben, daß unter ähnlichen Umständen ein ganzes Zeitalter, ausgestattet mit einer unendlich größern Masse von Kenntnissen und Erfahrungen, irren, und noch viel ärger irren konnte, darf man es damals dem einzelnen Manne wohl zum Vergehen anrechnen, wenn er in seinen Erwartungen sich täuschte?

Man stand jetzt in Rom auf dem Punct, der oft in der Geschichte so furchtbar entscheidend ist; auf dem Punct, mit ein wenig Billigkeit und kalter Vernunft unsäglichem Jammer vorbeugen, und das Glück und das Leben vieler Tausenden retten zu können. Noch waren die Gemüther nicht so erhitzt, daß ein Vergleich unmöglich, oder auch nur unwahrscheinlich gewesen wäre. Gracchus selber konnte es nicht erwarten, daß die Gegenparthey gutwillig Alles zugeben würde; und sein ganzes Benehmen zeigt, daß auch Er noch weiter würde nachgegeben haben, wenn man von der andern Seite nur einigermaßen ihm entgegen gekommen wäre. Aber statt der Vernunft ward hier nur die Stimme der Leidenschaft gehört; statt durch eine mäßige und gerechte Aufopferung sich Vortheile zu erkaufen, die den erlittenen Schaden vielfach ersetzt haben würden, wollte man lieber Alles auf das Spiel setzen, um Nichts zu verlieren.

Der Senat nahm zuerst seine Zuflucht zu dem Mittel, dessen man sich gewöhnlich zu bedienen pflegte, um den Streich irgend eines Volkstri-

bung abzuwenden. Weil in ihrem Collegio der Widerspruch eines Einzelnen hinreichte, um die Unternehmungen aller übrigen aufzuhalten, so suchte der Senat in solchen Fällen Einen derselben zu gewinnen, der sein Veto einlegte. Auch dießmal ergrif man dieß Mittel, und es gelang. Man gewann einen der Collegen Tibers, einen kühnen und reichen jungen Mann, der, ungeachtet er selber in dem Fall war, große Ländereyen herausgeben zu müssen, dennoch bis dahin zu den Freunden des Gracchus gehört hatte, **Marcus Octavius**. Wäre es nicht der beständige Character der Cabale, die entferntere Zukunft über den nächsten Augenblick zu vergessen, so müßte man sich wundern, wie Männer von Einsicht hoffen durften, den kommenden Sturm durch eine solche Beschwörung abzuwenden.

Der Tag der Comitien erschien. Gracchus hatte es nicht erwartet, daß ein Tribun es wagen würde, gegen ein Gesetz zu protestiren, das offenbar zum Besten des Volks in Vorschlag gebracht war. Aber Octav hielt Wort; er interponirte sein Veto. Der Streit zwischen beyden Tri-

Tribunen ward jetzt einige Tage wiederholt, aber doch, wie Plutarch ausdrücklich bemerkt, ohne persönliche Beleidigung und mit Anstand geführt. Umsonst bot Tiber dem Octav Ersatz für alles, was er selber verlieren würde, aus seinen Mitteln an. Auch Tiber machte nun vollen Gebrauch von seiner Macht, indem er das Aerarium versiegelte, und allen Magistraten ihre Functionen verbot. Die Bewegung stieg nun auf das höchste, und nicht blos Cabalen, sondern auch Dolche wurden gegen Tiber in Bewegung gesetzt. Für beyde gleich-unzugänglich, wäre er fast durch eine Bitte gewonnen worden. Zwey der ersten Männer, Manlius und Fulvius, beyde gewesene Consuln, giengen zu ihm, und baten ihn mit Thränen, zurück zu gehen. Eine Ahndung von dem, was werden würde, stieg in ihm auf! Er hatte wahrscheinlich schon jetzt mehr gesehn, als er vorher erwartet hatte! Mit gerührter Stimme fragte er, was sie verlangten? Sie baten ihn, die Sache dem Senat zu überlassen. Er willigte ein; er eilte selber in den Senat; aber er ward mit Hohn empfangen,

und machte bald die Erfahrung, daß der Starrsinn derer, die hier an der Spitze standen, nicht zu beugen sey. Erbittert durch diese Widersetzlichkeit, da er nur die Wahl vor sich sah, entweder selbst zurückzutreten, oder den Octav sich vom Halse zu schaffen, that er den kühnen Schritt, auf die Absetzung desselben, als eines ungetreuen Volksvorstehers, bey dem Volke anzutragen; ein Schritt, der bisher ohne Beyspiel in der Römischen Geschichte war, und dem Ansehen der Volksvorsteher selbst, indem man auf diese Weise, welches auch die Gegenparthie dem Tiber mit Bitterkeit vorwarf, sie ihrer Unverletzlichkeit beraubte, gefährlich werden mußte.

Sein Gegner zeigte sich bey dieser Gelegenheit als Mann von großem Charakter! Bereits siebzehn der Römischen Zünfte von 35 hatten für die Absetzung gestimmt, nur noch eine Stimme, und sie war entschieden. Der, mit seiner Würde zugleich der Unverletzlichkeit beraubte, Tribun, war alsdann der Rache des drohenden Pöbels blosgestellt. — Gracchus trat in diesem entscheidenden Augenblicke zu ihm, umarmte ihn,

und beschwor ihn, sein Veto zurück zu nehmen. — Octav ward erschüttert, als er aber die gespannte Erwartung sah, mit der die aristocratische Parthey auf ihn blickte, ermannte er sich, und hieß ihm, weiter stimmen zu lassen. Die nächste Stimme entschied; Octav ward abgesetzt, und würde gleich auf der Stelle vom Pöbel zerrissen worden seyn, wenn nicht seine Parthey ihm zu Hülfe gekommen wäre, und ein treuer Sklave ihn, mit Aufopferung seiner selbst, gerettet hätte. Noch in derselben Versammlung ward jetzt das Agrarische Gesetz bestätigt; und zugleich eine Commission ernannt, deren Mitglieder Tiber selbst, sein jüngerer Bruder **Cajus**, (der aber damals abwesend bey der Armee in Spanien war,) und sein Schwiegervater **Appius Claudius** waren, welche die Vollziehung des Gesetzes besorgen sollten. Das ganze Geschäft ward also gleichsam zu einer Familiensache gemacht.

So schien der Triumph des Tribuns entschieden! Allein wer weiß es nicht in unsern Tagen, daß zwischen einem solchen Decret, und der Ausführung desselben, noch ein großer Zwischenraum

ist! Wie viel Zeit erforderte es nicht, nur zu untersuchen, was Staatsländerey sey oder Privateigenthum? Die aristocratische Parthey konnte freylich jetzt nicht geradezu widersprechen; allein sie berechnete es sehr gut, daß sie durch Aufschub alles gewinnen würde, und ließ daher kein Mittel unversucht, das die Cabale an die Hand geben konnte, um die Vollziehung des Gesetzes zu verzögern.

Es war bereits um die Mitte des Sommers. Die Zeit nahte heran, wo neue Volksvorsteher auf das kommende Jahr gewählt werden sollten. Tiber, der jetzt den tödtlichen Haß der aristocratischen Parthey auf sich geladen hatte, der auf jeden Fall dauerhafter als die Gunst des Volks war, sah es wohl vorher, woraus seine Feinde auch nicht mal ein Geheimniß machten, daß sein Sturz gewiß sey, wenn er seine Würde erst niedergelegt hätte: und daß vielleicht eben so gewiß sein ganzer Plan unausgeführt bleiben würde, wenn er ihn nicht selber ganz ausführte. So sah er sich zu dem **zweyten** Schritte genöthigt, der gegen die Römischen Gesetze oder

wenigstens gegen das Herkommen war, das so viel als Gesetz galt, sich auf das kommende Jahr aufs neue ums Tribunat zu bewerben; ein Schritt, durch den die Erbitterung beyder Partheyen, und also auch ihre Thätigkeit neue Nahrung erhielt. Der Haß der Aristocraten ließ nichts unversucht, um Tiber in den Augen des Volks herunter zu setzen. Man schilderte ihn als einen Ehrsüchtigen, der die väterliche Verfassung über den Haufen werfen wolle, um sich die Herrschaft zu verschaffen, als einen Aufwiegler der Socii gegen das souveraine Volk u. s. w. — Tiber, der wohl empfand, daß diese Anschwärzungen bey dem großen Haufen nicht ohne Wirkung blieben, sah sich wieder genöthigt, der democratischen Parthie mit neuen Hofnungen und Aussichten zu schmeicheln, die er vielleicht selber nicht billigte.

Um diese Zeit kam die Nachricht von dem Tode des Königs Attalus III. von Pergamus, (welches Reich damals den schönsten und größten Theil von Vorderasien begrif) nach Rom, der die Thorheit begangen hatte, sein Reich

und seine Schätze dem Römischen Volk in seinem Testament zu vermachen. Tiber ergrif diese Gelegenheit zu einem neuen Vorschlage, zufolge dessen: "die nach Rom gebrachten Schätze „ze des Königs unter diejenigen, die Ländereyen „erhielten, zu ihrer Einrichtung vertheilt werden „den sollten; über die Städte des Reichs, (nemlich ohne Zweifel in wie fern Römische Colonieen hingeführt werden sollten,) solle nicht der „Senat, sondern die Bürgerschaft einen Schluß „fassen." Dieser letzte Vorschlag erbitterte den Senat am meisten, weil dadurch seinem Recht, die auswärtigen Staatsgeschäfte zu lenken, Eintrag geschah. Noch andere populäre Vorschläge *), die sich auf die Verringerung der Dienstjahre, auf die Sicherstellung der Appellation an

*) Ich gebe diese Vorschläge hier so, wie Plutarch sie anführt, der aber hier sehr kurz und oberflächlich ist. Bey Appian findet sich nichts davon; und ich fürchte, daß hier, so wie öfterer, dem Tiber etwas zugeeignet ist, das erst dem Cajus gehörte. Das Project der Theilnahme der Ritter an den Gerichts-Commissionen ist gewiß erst von dem letztern ausgebildet, wenn auch die Idee dem Tiber gehören sollte. S. davon unten.

die Bürgerschaft, und auf die Theilnahme der Ritter an den Gerichten, beziehen, werden gleichfalls dem Tiber schon beygelegt; ob sie aber wirklich bereits von ihm gemacht wurden, oder nur Ideen blieben, ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen; ausgeführt wurden sie wenigstens durch ihn gewiß nicht. Auf jeden Fall waren es nur Mittel, um seine Popularität zu erhalten, und seinen Hauptzweck, die Verlängerung seiner Würde, zu erreichen.

Endlich erschien der entscheidende Tag der neuen Wahl. Allein die Abwesenheit aller der Landbewohner, die mit der Erndte beschäftigt waren, (denn ein großer Theil der Römischen Bürger lebte damals noch mehr auf dem Lande, als in der Stadt,) hatte die Parthie des Gracchus sehr geschwächt. Er sah sich daher genöthigt, zu dem eigentlichen Pöbel *) seine Zuflucht zu nehmen. Allein wie es zum Stimmen kam, und der Senat gegen die Rechtmäßigkeit der Wiedererneurung protestirte, entstand ein Streit zwischen

*) *Plebs urbana*, der große Haufen, der kein Landeigenthum hatte.

den Tribunen selbst. Derjenige, den das Loos getroffen hatte, (welches gewöhnlich hierüber entschied), an diesem Tage den Vorsitz zu führen, (er hieß Rubrius), fing an zu wanken; ein andrer, der an die Stelle des abgesetzten Octavs erwählte Mummius, wollte ihn darauf ablösen; allein die übrigen behaupteten, es müsse aufs neue darüber geloset werden; und Tiber, um Zeit zu gewinnen, verschob die Versammlung auf den folgenden Tag. Er fing an, die Erfahrung zu machen, was es für einen Demagogen heiße, in der Meinung des Volks zu sinken, und ahnte sein Schicksal. Er erschien, seinen kleinen Sohn an der Hand, in Trauerkleidern auf dem Foro; und der Eindruck, den dieser Anblick hervorbrachte, belebte wieder seine Popularität. Eine große Schaar Volks begleitete ihn, und bewachte des Nachts sein Haus, weil man Meuchelmord oder Gewaltthätigkeiten befürchtete. Früh, so bald es Tag war, ward die Unruhe in der Stadt allgemein; große Haufen Volks besetzten das Forum, und das daran stoßende Capitol. Der Senat, umgeben von der

aristocratischen Parthey, versammlete sich in dem benachbarten Tempel der Fides. Tiber verließ sein Haus, von seinen Freunden begleitet. Seine Hofnung schien wieder aufzuleben. Wo man ihn erblickte, ertönte ein Freudengeschrey von dem versammleten Volke, das sich zu verdoppeln schien, als er die Stufen des Capitols hinauf stieg. Er machte Versuche zu reden; allein wenn auch die Nächsten ruhig waren, so war der Lärm der Entferntern doch zu groß, als daß er hätte seine Absicht erreichen können. In diesen Augenblicken drängt sich ein Freund zu ihm durch, und bringt ihm die Nachricht aus dem Senat, man habe sich dort entschlossen, Gewalt gegen ihn zu gebrauchen. Tiber, um dem Volke die Gefahr zu bezeichnen, in der sein Leben sey, zeigt mit der Hand nach seinem Kopfe. Sogleich eilen einige Aufpasser in den Senat mit der Nachricht, er habe das Diadem gefordert.

Auf diese Nachricht springt Scipio Nasica *) auf, und verlangt von den Consuln, daß sie

*) Ein Ur-Enkel des Cn. Scipio, der nebst seinem Bruder Publius 212 v. Ch. in Spanien geblieben war. Er

Gewalt gebrauchen sollten. Als diese aber gemäßigtere Maaßregeln vorschlugen, stellt er sich selbst an die Spitze, und umgeben von seinen Anhängern in dem Senat und ihrer Parthey verläßt er die Curie, und macht einen Angrif auf das Volk *). Es kommt zu einem Handgemenge, in dem über 300 erschlagen wurden. Der Pöbel flieht, mehr aus Scheu vor dem

war 138 Consul gewesen, und war zugleich einer der größten Güterbesitzer. Es erklärt sich also leicht, weßhalb er auch einer der leidenschaftlichsten Aristocraten war.

*) Man weiß, wie schwer es ist, die Erzählung solcher Vorfälle selbst von Augenzeugen genau zu erfahren, und wird sich also nicht wundern, wenn von der angeführten Erzählung Plutarchs die des Appian abweicht. Nach ihm hätte Tiber seiner Parthie zuerst ein Signal gegeben, sich mit den Stücken und Beinen der zerbrochenen Bänke in dem Comitium zu bewafnen. Der dadurch verursachte Tumult, hätte jene Wirkung in dem Senat hervorgebracht. Die Erzählung vom Plutarch ist mehr im Geist des Gracchus, und hat mehr innern Zusammenhang. Uebrigens kommen darin beyde überein, daß Scipio Nasica der Anführer, und der Urheber des Mords des Gracchus, war.

Senat, als aus Furcht; Tiber wird ergriffen, und von seinen wüthenden Gegnern mit Keulen zu Boden geschlagen. Ihre Wuth war noch nicht mit seinem Tode gedämpft. Sein Leichnam wurde durch die Gassen geschleppt, und in die Tiber gestürzt. Ein gleiches Schicksal hatten die Körper der übrigen Gebliebenen.

So fiel der ältere Gracchus als das Opfer seiner Entwürfe; und wie man auch über sein Unternehmen urtheilen mag, so kann über die Art, wie man es zu vereiteln suchte, wohl nur Eine Stimme seyn. Das ganze Betragen des Senats trägt das Gepräge eines Starrsinns und einer leidenschaftlichen Heftigkeit, die selbst bis zum Morde führte. Gewiß war dieser nicht das Mittel, den Sturm zu stillen, und das Volk zu gewinnen, was bey einem klügern Benehmen so leicht gewesen seyn müßte. Jene Hochachtung, die ihm bisher war bewiesen worden, jener Schimmer der Heiligkeit, mit dem er sich gewissermaßen umgeben hatte, mußten verschwinden, seitdem der große Haufe in seiner Obrigkeit nur habsüchtige Güterbesitzer und leidenschaft-

liche Menschen sah. Auch hatte die Parthie des Gracchus schon eine viel zu feste Consistenz erlangt, als daß sie mit dem Tode ihres Anführers hätte sterben können. Wo erst eine Parthie da ist, findet sich die Stelle eines Anführers bald wieder besetzt, und leider! lehrt die Erfahrung, daß die Nachfolger schlimmer zu seyn pflegen, als ihre Vorgänger. Dieß bestätigt auch die Geschichte Roms in den nächsten Jahren, wobey wir nur die Klage hinzufügen müssen, daß wir sie sehr mangelhaft kennen.

Aus dem, was wir wissen, ist es indeß klar, daß der Kampf zwischen den beyden Parthien in den nächsten Jahren (132-127 v. Ch.) nicht nur fortdauerte, sondern daß auch die democratische Parthie ein großes Uebergewicht erhielt. Der Senat stillte zwar seine Rachsucht durch Inquisitionen, die er gegen einzelne der Freunde des Gracchus anstellte, unter denen besonders auch seine beyden griechischen Lehrer genannt werden; von denen der eine, Diophanes, hingerichtet wurde, der andere, der Weltweise Blossius, in Inquisition gerieth. Allein diese

einzelnen Hinrichtungen und Grausamkeiten waren so wenig dazu geeignet, die Ruhe herzustellen, daß vielmehr die Gährung so groß ward, daß Scipio Nasica, auf den der ganze Haß der Volksparthie gefallen war, es für besser hielt, unter dem Vorwande einer Gesandschaft sich nach Klein-Asien schicken zu lassen, wo er nach einiger Zeit in Pergamus starb, ohne sein Vaterland wiederzusehen. An eine Aufhebung des Gracchischen Ackergesetzes war aber so wenig zu denken, daß vielmehr der Senat es zugeben mußte, daß an der Stelle des erschlagnen Tibers ein neues Mitglied zu der Vertheilung der Staatsländereyen in Licinius Crassus, (vermuthlich der Schwiegervater des jüngern Gracchus,) gewählt ward.

Indem die Ausführung dieses Gesetzes der Gährung immer neue Nahrung gab, ward diese am meisten dadurch vergrößert, daß die Tribunen es durch Gracchus gelernt hatten, wie groß ihre Macht sey. Durch ihn wurden sie zu Demagogen gemacht, und je natürlicher es war, daß gerade die ehrsüchtigsten nach diesen Stellen

strebten, um desto gefährlicher mußten sie dem Senat werden. Man sah davon die Beweise auch in den nächsten Jahren, worin zwey der unruhigsten Männer, Papirius Carbo, und Fulvius Flaccus, diese Stellen bekleideten. Der erste trat darin in die Fußstapfen Tibers, daß er es durchsetzen wollte, daß das Tribunat durch mehrere Jahre wiederholt von denselben Mann sollte bekleidet werden können; der andre war der Urheber eines Vorschlags, dessen Folgen sich erst unter dem Tribunat des jüngern Gracchus entwickelten, der Ertheilung des Bürgerrechts an die Römischen Bundesnossen.

Schon der erste dieser Vorschläge indessen schien, so wie jetzt die Sachen standen, binnen Kurzem die R. Freyheit stürzen zu müssen. Gegen ehrsüchtige Demagogen, die sich eine Reihe Jahre hindurch, die sich vielleicht auf Lebenszeit, zu gesetzmäßigen Volksvorstehern konnten erheben lassen, konnte keine obrigkeitliche Autorität sich behaupten; und es war klar, daß aus diesen Vertheidigern der Volksfreyheit bald Tyrannen werden mußten, die an der Spitze des Pö-

dels durch diesen herrschten. Es war also natürlich, es war Pflicht, daß der Senat sich diesem Vorschlage standhaft widersetzte.

Er erhielt um diese Zeit eine Stütze an einem Mann, dessen Nahmen schon seinen Einfluß zu verbürgen schien, dem jüngern **Scipio**, dem Eroberer Carthago's. In demselben Jahr, wo Tiber fiel, hatte Er in Spanien den Krieg gegen Numantia siegreich geendigt, und den Schimpf, den hier der Römische Nahme erlitten hatte, gerächt. Das Haus der Scipionen hatte nun bereits seit geraumer Zeit an der Spitze des Senats gestanden, und seine Familiengrundsätze würden ihn daher schon den Neuerungen abhold gemacht haben, wenn es nicht auch seine persönlichen gewesen wären. Allein ein so gut organisirter Kopf konnte die Folgen dieser Unruhen nicht verkennen; er erklärte sich laut gegen diese Neuerungen, nur aber zu laut, um nicht seine Popularität zu verlieren. Als Carbo darauf drang, daß jenes Gesetz zu Gunsten des Tribunats angenommen werden sollte, sprach Scipio in einer nachdrucksvollen Rede da-

gegen; und hatte Autorität genug, es zu verhindern. Allein in eben dieser Rede hatte er geradezu erklärt, Tiber sey verdienterweise erschlagen worden; eine Erklärung, die zu sehr das Gepräge der Leidenschaft trägt, als daß man sie nicht eine Unvorsichtigkeit nennen sollte. Ein Gemurmel des Unwillens unterbrach ihn; allein nicht gewohnt nachzugeben, brach er sogar in Schmähungen aus, die nicht sowohl das Volk, als den Pöbel, besonders jene Schaaren von Freygelaßnen treffen konnten, die bereits dem Staat anfingen gefährlich zu werden. Von dieser Zeit an verlor er seinen Einfluß; und ungeachtet er gegen den Carbo den Sieg davon getragen hatte, wurden die Streitigkeiten doch wieder heftiger, als sie es vorher gewesen waren. Zwey der Commissaren zur Vertheilung der Staatsländereyen, Appius Claudius und Crassus, waren gestorben, und ihre Stellen wurden wieder durch den Carbo, und den oben erwähnten Fulvius Flaccus besetzt, zu denen von den vorigen noch der jüngere Gracchus kam. Indem sie die Vertheilung der Ländereyen

mit

mit erneuertem Eifer betrieben, nahmen die Besitzer derselben zu Scipio ihre Zuflucht, der sich den Tribunen standhaft widersetzte. Allein an einem Morgen fand man ihn todt in seinem Bette. Die Urheber seines Todes wurden nie mit Gewißheit bekannt; nicht mal eine Untersuchung durfte der Senat darüber anstellen lassen; allein der Parthiehaß war so groß, daß der Verdacht selbst auf seine Gemahlin Sempronia, die Schwester der Gracchen, fallen konnte.

Der Senat, dieser Stütze beraubt, würde jetzt noch in größere Verlegenheit gekommen seyn, wenn es ihm nicht gelungen wäre, auf eine geschickte Weise sich wenigstens auf einige Zeit zu helfen. Er wußte unter ehrenvollen Vorwänden die Häupter der Parthie aus Rom zu entfernen. Der jüngere Gracchus, der um diese Zeit erst das Alter erreichte, wo er zu den niedern Magistraten gelangen konnte, ward als Quästor nach Sardinien geschickt; Fulvius Flaccus ward der Oberbefehl in dem südlichen Gallien jenseits der Alpen (der Provence) übergeben, wo Rom, im

dem es in die Streitigkeiten der Eingebohrner sich mischte, damals zuerst anfieng, festen Fuß zu fassen. Carbo aber, war es aus Ueberzeugung, oder wurde er auf andere Weise vom Senat gewonnen, verließ seine bisherige Parthie, und wurde selbst ein Vertheidiger der Autorität des Senats, an dessen Spitze er auch nachher als noch als Consul stand. So wurde es seit dem Jahre 126 etwas ruhiger in Rom; allein man sieht leicht, daß das Mittel, wodurch diese Ruhe erhalten wurde, nur ein Palliativ-Mittel war.

Unter den Männern von Einfluß war indeß keiner, den die aristocratische Parthey mehr fürchtete, und mehr zu fürchten Ursache hatte, als den Bruder des Erschlagenen, **Cajus Gracchus**. In denselben Grundsätzen erzogen, wie Tiber, verband Cajus mit einem gleichen Patriotismus noch in einem weit höhern Grade diejenigen Eigenschaften, die einen Demagogen mächtig und furchtbar machen können. Sein rascher Geist kam den Umständen schon zuvor, statt daß der sanftere Tiber erst durch sie be-

stimmt werden mußte. Er hatte einen weitern und mehr umfassenden Blick, als der Bruder, und eben daher größere und kühnere Entwürfe. Wenn bey Tiber blos Ueberzeugung die erste Triebfeder seiner Handlungen war, so mischte sich bey Cajus schon Erbitterung ins Spiel, und Rachsucht gegen die Mörder seines Bruders. Jene Heftigkeit seines Temperaments bestimmte auch zugleich den Charakter seiner Beredsamkeit. Sie war hinreissend durch ihre Fülle und Erhabenheit, sehr sententiös, und zugleich durch Kunst und Studium gebildet. Nur fehlte seinen Reden, nach Cicero's Urtheil, die letzte Hand. Alles war darin trefflich angelegt, aber nicht genug vollendet *). Noch ehe er als Staatsmann auftrat, hatte er schon als Sachwalter Proben seiner Rednertalente gegeben, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn gezogen hatten. Er war zugleich Meister in den kleinen Künsten, durch die man sich Popularität erwirbt; und er hatte vor Tiber überdem den großen

*) *Cic. Brut.* 33.

Vortheil voraus, nicht völlig als Neuling in der revolutionairen Laufbahn aufzutreten. Er lebte als Privatmann mit einem Aufwande, der zwar nicht in Ueppigkeit ausartete, aber doch sehr gegen die hohe Frugalität seines Bruders abstach, und vieles dazu beytrug, die Augen des Volks auf ihn zu ziehen. Bey diesen Eigenschaften, die leicht in Laster ausarten konnten, war er doch von diesen, selbst in den Augen seiner Feinde, frey. Niemand warf ihm Eigennutz oder Habsucht vor: Niemand konnte auf sein häusliches Leben, als Gatte und Vater, einen Schatten werfen. Niemand konnte leicht seinen Patriotismus in Zweifel ziehen, wenn er auch seine Entwürfe mißbilligte.

Der Senat sah wohl die Gefahr voraus, wenn ein solcher Mann als Volkstribun gesetzmäßiger Verfechter der democratischen Parthey werden sollte. Man suchte ihn daher, als man ihn als Quästor nach Sardinien gesandt hatte, so lange als möglich entfernt zu halten. Man ließ ihn dort drey Jahre (126-124), statt daß sonst diese Würde nur Einjährig war. Grac-

chus zeichnete sich aber auch in dieser Entfernung so sehr aus, daß er den Neid seiner Feinde erregte. Seine Uneigennützigkeit und seine Mäßigung waren es nicht allein, die ihm Bewunderung zuzogen, sondern er wußte auch selbst die kleinen Intriguen seiner Gegner, die ihn in Verlegenheit setzen wollten, zu seinem Vortheile zu gebrauchen. Ein harter Winter, verbunden mit Getreidemangel, setzte die Römischen Truppen in der Provinz in große Gefahr. Der Proconsul verlangte Kleidung und Getreide von den Sardiniern; diese giengen nach Rom, sich zu beklagen. Man hörte sie gern, und schickte dem Gouverneur Befehl, andere Anstalten zu treffen. In der großen Verlegenheit, in der er sich befand, schlug sich Gracchus ins Mittel, und brachte es, durch seinen eignen Credit, dahin, daß die Sardinischen Städte das Nöthige gaben. Zugleich langten Gesandte aus Africa vom König Micipsa an, (dem Beherrscher von Numidien,) die dem Senat die Nachricht brachten, der König habe, dem Gracchus zu Gefallen, Getreide nach Sardinien geschickt. Dieß

beleidigte den Stolz des Senats. Man wies die Gesandten ab: aber die Politik siegte zugleich über den Stolz. Man rief die Truppen aus der Insel zurück, um neue hinzuschicken: aber den Gouverneur und seinen Quästor ließ man in der Provinz, um den letztern entfernt zu halten. Allein der Erfolg dieser schlauen Entwürfe war falsch berechnet. Der erbitterte Gracchus verließ Sardinien, und rechtfertigte sich, unter dem Schutze seiner Uneigennützigkeit, in Rom so nachdrücklich, daß man ihm nichts anhaben konnte. Umsonst neckte man ihn mit andern kleinlichen Beschuldigungen; es ward ihm nicht schwer sich zu rechtfertigen: und gerade diese wiederholten Siege über seine Gegner machten ihn immer mehr zum Mann des Volks, und erbitterten ihn zugleich heftiger gegen die aristocratische Parthey.

Nach Plutarch's Meinung soll dennoch Cajus ungerne und gleichsam wider seinen Willen an den Staatsangelegenheiten Antheil genommen haben; indem ein Traumgesicht ihn dazu

bestimmte *). Er glaubte den Schatten seines Bruders zu sehen, der zu ihm sprach: "Wohl- „an Cajus, was zauderst Du? Umsonst suchst „Du einen Ausweg; es ist uns beyden bestimmt, „für das Wohl des Volks zu leben und zu ster- „ben!" Wofern diese Erzählung wahr ist, (und warum sollte sie es nicht seyn,?) so beweiset sie wohl schon allein, daß Gracchus ganz und gar nicht zu einer solchen Unthätigkeit entschlossen war! Wer solche Träume hat, ist nicht leicht in einer ruhigen Stimmung. Allein das ganze Betragen von Cajus lehrt auch das Gegentheil. Zunächst nach dem Tode Tibers war es sehr natürlich, daß er sich zurückzog, da nicht blos seine Jugend, sondern auch die Härte des Senats gegen die Anhänger seines Bruders ihn dazu zwang. Allein an den Bewegungen des Carbo nahm er bereits thätigen Antheil, indem er seine Anträge unterstützte **). Die Entfernung in die Provinz konnte ihm anfangs ange-

*) Plutarch beruft sich dabey auf Cicero.

**) *Epitome Liv.* l. LIX.

nehm seyn, weil eine ruhmvolle Laufbahn dorten seiner zu warten schien; allein seine eigenmächtige Rückkehr zeigt, daß um diese Zeit seine Entschlüsse bereits gereift waren. Und wie fest sie gefaßt waren, lehrt der Umstand, daß selbst die Bitten seiner Mutter, der Cornelia, ihn nicht davon abbringen konnten. Es sind uns noch Bruchstücke aus Briefen von ihr, die sie um die Zeit, als Cajus ums Tribunat anhalten wollte, an ihn schrieb, übrig geblieben, die, wofern sie ächt sind, Beweise ihrer Abneigung von dem Erneuern des Streits und ihrem hohen Patriotismus geben *). "Du wirst

*) Diese Bruchstücke finden sich unter denen des *Cornel. Nepos* S. 810 *ed. v. Staveren*, wo man die Meinungen der Critiker über ihre Aechtheit, (aber ohne Gründe anzuführen) gesammlet findet. Ich muß dieselbe bezweifeln; denn 1. ist es nicht wahrscheinlich, daß Cornelia mit ihrem Sohn darüber correspondirt habe, da sie damals beyde zusammen in Rom lebten. 2. Aus Plutarch (II, 836) sieht man, daß Cornelia die Schritte des Cajus nicht so mißbilligte, wie es hier geschieht. Sie suchte nur seine Heftigkeit zu mildern, wußte aber ihre Popularität zu behaupten. Endlich 3. scheint mir

„sagen, heißt es in dem ersten, es sey rühm-
„lich, sich an seinen Feinden zu rächen. Das
„kann Niemanden rühmlicher scheinen als mir;
„aber nur, wenn es mit dem Wohl des Staats
„bestehen kann. Kann dieses aber nicht seyn,
„so mögen unsre Feinde lieber bleiben, was sie
„sind, wenn nur die Republik nicht dadurch zu
„Grunde geht." In dem zweyten: "Ich könn-
„te einen förmlichen Eid darauf schwören, daß
„außer den Mördern des Tibers mir Keiner
„unsrer Feinde so vielen Kummer gemacht habe,
„als Du; Du, der mir den Verlust meiner äl-
„tern Kinder ersetzen, und dafür sorgen sollte,
„daß mein Alter ohne Gram bleibe; daß dei-
„ne Unternehmungen meinen Beyfall hätten;
„und Du nichts Wichtiges ohne meine Einwil-
„ligung thätest. Kann selbst die Kürze der Le-
„benszeit, die mir noch übrig ist, es nicht ver-
„hindern, daß du mir entgegen bist, und die
„Republik stürzest? Wann wird endlich ein En-

der Schluß des zweyten Bruchstücks sehr deutlich ei-
nen Declamator zu verrathen.

„de werden? Wann wird unser Haus nach„lassen zu rasen? Wann werden wir aufhören, „Unglück andern zu bereiten und selber zu leiden? „Wann werden wir uns schämen, den Staat zu „verwirren? Kann dieß aber nicht geschehen, „so bewirb dich um das Tribunat, wenn ich todt „bin; dann thue, was du willst, wenn ich es „nicht mehr sehe. Du wirst dann mir die Trau„errede halten, und die Manen deiner Aeltern „anrufen; und willst dich nicht schämen, zu den „Gottheiten zu beten, die du, als sie noch leib„ten und lebten, vernachlässigt hast? Verhüte „es Jupiter, daß Du in deinem Vorsatze be„harrest; ich fürchte sonst, du wirst dich für „dein ganzes Leben so mit Schuld beladen, daß „du nie wieder ruhig seyn kannst."

Allein diese Bitten waren umsonst; seine Entschließung war gefaßt; **er bewarb sich ums Tribunat.** Diese Bewerbung selbst war eine Art von Triumph für ihn, und zeigte, wie groß sein Ansehen und die Erwartung war, die man von ihm hegte. Aus allen Gegenden Italiens flossen die Bürger nach Rom zusammen, um

an dem Tage der Comitien ihre Stimmen ihm zu geben. Das Marsfeld konnte die zahllose Menge nicht fassen; die Dächer und Giebel der herumstehenden Gebäude und Tempel waren mit Menschen angefüllt; der laute Zuruf seiner Mitbürger forderte Gracchus auf, an ihre Spitze zu treten, er **ward Tribun** *).

Der Haß der gegenseitigen Parthey hatte indessen nicht geruht; ihre Cabalen waren noch selbst bey der Wahl geschäftig; und wirklich erlebte sie die kleine Freude, daß Gracchus erst der **vierte** in der Ordnung unter den Gewählten ward. "Aber," setzt **Plutarch** hinzu, "er zeigte bald, daß er dem Range nach der Erste sey."

Auf dem Posten, auf dem er jetzt stand, wäre er nicht im Stande gewesen, unthätig zu bleiben, wenn er es auch gewollt hätte. Die allgemeine Erwartung war auf ihn gerichtet; Unthätigkeit hätte ihn zum Opfer seiner eignen Parthey gemacht. Er suchte diese zuerst aufs

*) Er wurde gewählt im Sommer 124 v. Ch. Also fällt sein erstes Tribunat ins Jahr 123 v. Ch.

neue durch die Erinnerung an die Ermordung und das traurige Schicksal seines Bruders zu beleben; und den Haß gegen seine Feinde zugleich anzufachen. "Vor Euern Augen wagten „sie es, Tiber mit Keulen zu erschlagen; vor „Euren Augen ward sein Leichnam durch die „Stadt geschleppt, und in die Tiber gestürzt!" Diese und ähnliche Reden, von einem edlen Anstande unterstützt, und dem vollen Feuer der Jugend belebt, verfehlten ihres Endzwecks nicht. Die Gährung ward von Tage zu Tage größer, und Gracchus wußte sie noch durch ein Paar Decrete zu vermehren, die er dem Volke vorschlug, vermöge deren alle abgesetzte Magistratspersonen zu neuen Würden für unfähig erklärt werden sollten: und ferner jeder Magistrat, der einen Bürger unverhört ins Exil getrieben hatte, vor das Tribunal des Volks gezogen werden sollte. Beyde hatten, wie man leicht erwarten kann, specielle Veranlassungen. Jenes gieng auf den, durch Tiber abgesetzten, Octav; dieses auf einen Popillius, eines der Häupter der Aristocraten, der als Prätor manche von den Freun-

den Tibers aus Rom getrieben hatte. Popillius entgieng indessen dem drohenden Ungewitter durch ein freywilliges Exil, und das Gesetz gegen Octav nahm Gracchus, unter dem Scheine der Großmuth, auf Bitten seiner Mutter freywillig zurück.

Aber nach diesen vorläufigen Versuchen erneuerte er nicht nur das Agrarische Gesetz seines Bruders, sondern (wie es scheint,) schärfte es auch noch. **Niemand sollte mehr als 500 Jugera Land besitzen;** der von Tiber bestimmten Milderungen geschieht keine Erwähnung *). Jemehr durch diesen aufs neue hin-

*) Die Geschichte von Cajus Gracchus wird dadurch so sehr erschwert, daß wir die Folge, so wie auch den genauen Inhalt, der von ihm vorgeschlagenen Gesetze so wenig mit Bestimmtheit angeben können. Wir haben die Formeln derselben nicht mehr, sondern kennen sie nur aus den Anführungen der Schriftsteller; die sie aber nur ihrem allgemeinen Inhalte nach anführen, und wieder in sehr wesentlichen Stücken von einander abweichen. Dieß ist der Fall, wie die einzelnen Beyspiele unten zeigen werden, gerade mit den wichtigsten Gesetzen; und bey diesen oft in den wichtigsten Puncten.

geworfenen Zankapfel die Wuth der Factionen belebt wurde, um destomehr sah sich Gracchus zu neuen Schritten genöthigt, die er selber schwerlich billigen konnte. Er machte bald die Erfahrung, daß der große Haufe von seinen Häuptern immer mehr erwartet, als sie geben können; und daß diese gleichwohl geben müssen, wenn sie ein Ansehen behaupten wollen, das auf dem schlüpfrigsten Grunde gebaut ist; und von dem dennoch gewöhnlich ihre Existenz abhängt.

Die allgemeine Gährung durch Italien hatte die Zahl der Einwohner in Rom außerordent-

Es ist also sehr schwer, ja oft unmöglich, mit Bestimmtheit zu sagen, was und wie viel Cajus Gracchus gewollt habe; und man sieht also, wie vorsichtig man in seinen Urtheilen über ihn seyn muß. Gleich bey diesem Agrarischen Gesetz heißt es bey Plutarch nur im Allgemeinen: das Gesetz zur Vertheilung der Aecker; Appian bestimmt es gar nicht; bey *Livius Epit.* L. LX heißt es das Gesetz, das sein Bruder gegeben hatte. Bey *Velleius* II, 6. das Gesetz des Licinius, daß Niemand mehr als 500 Jugera haben sollte. Wurde also blos das Licinische Gesetz erneuert, so fielen die Zusätze des Tibers weg.

lich vermehrt. Eine Menge Fremder war nach der Hauptstadt zusammen geflossen; und ungeachtet der ausdrücklich dagegen gegebenen Verordnung, durch welche, so wie in neuern Zeiten zu Paris, alle Fremde befehligt wurden, Rom zu verlassen, hatte ihre Anzahl dennoch zugenommen. Die Folge davon war ein steigender Preis der Lebensmittel; dieß führte Gracchus zu dem Vorschlage, daß zu einem niedrigern Preise ein monatliches Quantum von Getreide aus den öffentlichen Magazinen an die Dürftigen vertheilt werden sollte *). Durch diese Einrichtung ward der erste Grund zu den Largitionen gelegt, die nachher zu einem fast unglaublichen Grade stiegen; und die selbst der härteste Despotismus eines Nero und Caligula nicht aufzuheben vermochte. Ein anderes Gesetz erleichterte den Dienst, und sicherte den Soldaten außer dem Solde auch Kleidung. Unvermeidlich mußte indessen dadurch eine merkliche Lücke in den Finanzen entstehen. Um diese auszufüllen, nahm

*) Die erste lex frumentaria.

Gracchus seine Zuflucht zu einem erhöhten Zolltarif, besonders auf Asiatische Waaren, die zu den vornehmsten Gegenständen des Luxus gehörten.

Nach den Erfahrungen so vieler Jahrhunderte ist es nicht schwer, das Gute und Fehlerhafte in diesen Unternehmungen zu unterscheiden. Aber nicht ohne Vergnügen sieht man, wie der umfassende Geist des Gracchus die Nothwendigkeit, in der er sich sah, dem Volke Verdienst zu verschaffen, zugleich zu großen Unternehmungen zu nutzen wußte. Er faßte die Idee, Heerstraßen und Brücken durch ganz Italien schlagen zu lassen, um die Communication der Einwohner unter einander zu erleichtern. Diese Idee ward mit aller der Größe ausgeführt, die man bey Römischen Werken gewohnt ist: die Ueberreste jener Heerstraßen, von denen mehrere einer so langen Reihe von Jahrhunderten getrotzt haben, sind noch jetzt die Beweise davon. Sie wurden in schnurgeraden Linien, trotz aller Hindernisse, die die Natur entgegen setzen mochte, gezogen. Man füllte die Klüfte aus,

man ebnete die Höhen; man schlug Brücken über Ströme, und trocknete Moräste aus. Gracchus selber war die Seele aller dieser Unternehmungen. Allenthalben selbst gegenwärtig, zeigte er eine Thätigkeit, und entwickelte Talente, die selbst seinen Feinden Bewunderung abzwangen. Man sah ihn, umgeben von Künstlern, Staatsmännern, Gelehrten, überhaupt von Menschen aller Stände, so bald sie irgend sich auszeichneten. Gegen alle gleich herablassend und gleich edelmüthig, brachte er selbst die Verläumdung zum Schweigen, die ihn als hart und auffahrend geschildert hatte. Das Volk hatte für seinen Liebling einen fast gränzenlosen Enthusiasmus gefaßt. Was seinem ältern Bruder mißlungen war, und woran Cajus doch nicht weniger gelegen seyn mußte, wenn seine Entwürfe gedeihen sollten, die **Erneurung seiner Würde**, erhielt er ohne die mindeste Schwierigkeit. Er werde, ließ er sich verlauten, sich eine Gunst vom Volk erbitten, die, wenn er sie erhielte, ihm unschätzbar seyn würde; wenn er sie aber nicht erhielte, ihm doch keine Klage auspressen

sollte. Freunde und Feinde waren jetzt in gleicher Erwartung. Beyde kamen in der Vermuthung überein, er werde, neben seinem Tribunat, sich zugleich das Consulat erbitten wollen. Als aber der Tag der Consulwahl erschien, trat Gracchus mit einem seiner Freunde, Fannius, in die Volksversammlung, und bat für diesen um die Stimmen des Volks. Diese schlaue Bescheidenheit verschafte Gracchus alles, was er wollte; sein Freund wurde Consul; und er selber ward, ohne sich weiter zu bewerben, durch Acclamation aufs neue zum Tribun gewählt *).

Der leichte Sieg, den Gracchus über alle Cabalen seiner Gegner davon trug, die es auch nicht einmal wagen durften, sich ihm laut zu widersetzen, mußte ihm in seinen eignen Augen ein Ansehn geben, dem Niemand widerstehen konnte. Erst jetzt wagte er es, mit neuen Plänen hervorzutreten, die er ohne Zweifel schon lange bey sich herum getragen hatte, und auf die er, bey der damaligen Lage der Dinge, sehr

*) Im Sommer 123 auf das Jahr 122 v. Ch.

natürlich gerathen mußte; deren glückliche Ausführung aber einen gänzlichen Umsturz der bisherigen Verfassung zur unvermeidlichen Folge haben zu müssen schien, und ihm eben so gewiß ein Ansehn verschafte, das den Weg zu einer unumschränkten Herrschaft hätte bahnen können. Der erste und folgenreichste dieser Entwürfe war der, **den verbündeten Italischen Völkerschaften, besonders den Lateinern, das völlige Römische Bürgerrecht, mit Sitz und Stimme in den Comitien, zu geben;** oder, mit andern Worten, sie aus Unterthanen zu Mitherrschern zu machen.

Es ist aber auch hier sehr schwer, mit Genauigkeit zu bestimmen, **wie viel** Gracchus eigentlich wollte. So viel ist gewiß, daß dieser Plan ursprünglich nicht von ihm herrührte, sondern hauptsächlich von einem Manne, der dem Gracchus gleichsam als sein böser Genius zur Seite stand, und durch seine wilden Entwürfe am meisten dazu beytrug, ihn und den Staat ins Unglück zu stürzen; dem öftrer erwähnten **Fulvius Flaccus.** Er hatte schon als Tribun,

und wie es ausdrücklich heißt zuerst *), diesen Entwurf auszuführen versucht. Gracchus, der ihn von ihm annahm, scheint ihn aber sehr beschränkt zu haben; er wollte das R. Bürgerrecht nicht allen Italischen, sondern nur den Lateinischen Bundesgenossen, den nächsten Verwandten der Römer, ertheilt wissen **). Dieß verändert die Sache gar sehr; und der Vorschlag des Gracchus erscheint um vieles gemäßigter.

Glückte aber auch nur der Schritt, den Lateinern das volle Bürgerrecht zu verschaffen, so war dennoch die Grundlage der Römischen Verfassung erschüttert, nach der Rom, die Hauptstadt, auch das Haupt und die Beherrscherin der Republik war. Gracchus, der alle diese Völkerschaften

*) *Appian.* I. p. 30. 50.

**) *Plutarch.* II, p. 838 bestimmt das Gesetz des Gracchus zweymal auf diese Weise ganz ausdrücklich; sagt aber doch selber wieder S. 873: das Stimmrecht in den Comitien habe er allen Italern ertheilen wollen. *Velleius*, II, 50 sagt: Er ertheilte das Bürgerrecht allen Italern bis fast an die Alpen. Appian bestimmt nichts. Wie läßt sich also mit Sicherheit entscheiden?

und Städte sich verpflichtete, erhielt alsdann einen Zuwachs seiner Parthey, der ihm das entschiedendste Uebergewicht gab. Er wäre der unumschränkte Gesetzgeber von Rom geworden, weil es nur bey ihm würde gestanden haben, ganze Schaaren dieser neuen Bürger nach Rom zu entbieten, so oft er in den Comitien etwas durchsetzen wollte.

Es konnte Gracchus wohl kaum die Bemerkung entgehen, daß dieser Plan der Zunder zu einem nahen oder entfernten Bürgerkriege seyn mußte, der auch, wenn er gleich durch zufällige Zeitumstände aufgehalten wurde, in der Folge in lichte Flammen ausbrach. Allein er wußte auch sehr wohl, daß ein Demagog binnen Kurzem verloren ist, wenn er nicht die Kunst versteht, das wankelmüthige Volk immer durch neue Entwürfe in Spannung zu erhalten. Das dringende Bedürfniß, sich und seiner Parthey neue und feste Stützen zu verschaffen, leitet jeden, der mit ihm in gleicher Lage war, zu Schritten, deren Gefahren er nicht übersieht, aber die er nun thun muß, weil Stillstand in die-

ser revolutionären Laufbahn so gut wie gänzlicher Untergang ist.

Gleichwohl hatte dieser Schritt des Gracchus nicht ganz die Folgen, die er erwartet hatte. So sehr er auch dadurch die auswärtigen Bundesgenossen gewann, so wenig war doch das souveraine Volk in Rom selbst damit zufrieden, das stets gewohnt war, auf jene auswärtigen Verbündeten mit Geringschätzung herabzusehn. Um dieses zu befriedigen, und sich einen Theil der unruhigsten Köpfe vom Haise zu schaffen, machte er den Entwurf, Colonieen in die fruchtbarsten Theile von Unteritalien, nach **Tarent** und **Capua**, zu senden; es ward ihm nicht schwer, denselben auszuführen, und seine Popularität stieg dadurch aufs neue.

Weniger läßt sich ein anderes Gesetz rechtfertigen, dessen Urheber um diese Zeit Cajus war, und welches den Zweck hatte, den Einfluß der Aristocratie in den Comitien zu schwächen. Es war bisher Sitte gewesen, daß in den Comitien die nach Centurien gehalten wurden, (und in diesen wurden viele der wichtig-

sten Geschäfte verhandelt) nach einer festen Ordnung gestimmt ward, so daß die Centurien der ersten Classe nach der Vermögenseintheilung zuerst stimmten. Die Zahl von diesen war so groß, daß sie allein schon die Majorität ausmachten; und wenn sie einig waren, die übrigen also gar nicht mal zum Stimmen kamen. Nach der neuen Anordnung des Gracchus mußten die Centurien aller Classen losen, welche zuerst stimmen sollte. Er gewann also dadurch zwar nicht die Majorität; aber doch so viel, daß die ärmern Centurien ihr Stimmrecht geltend machen konnten.

Allein, um in Rom selbst sich eine festere Parthey zu machen, setzte er, um eben die Zeit, noch einen andern Plan durch, der seinen tiefen und richtigen Blick in die Politik mehr als alle seine übrigen Unternehmungen zeigt. Wenn er die Geschichte der Verfassung seines Vaterlandes mit einem allgemeinen Blick übersah, so konnte ihm die Bemerkung kaum entgehen, daß der größte Theil der eingerissenen Mißbräuche vornemlich dadurch entstanden war, daß zwi-

schen Senat und Volk kein politisches Corps in der Mitte stand, welches durch seine Theilnahme an der Staatsverwaltung die Macht des Senats beschränkt hätte. Wenn es ihm gelang, ein solches Corps zu bilden, und dadurch dem Senat ein Gegengewicht zu geben, so schien sein Triumph entschieden. Er bestimmte dazu die Römische Ritterschaft, bis auf seine Zeiten ein bloß militairisches Corps, das aber in der jetzigen Lage der Dinge recht dazu gemacht schien, ein politisches Corps zu werden. Nach den gewöhnlichen Einrichtungen solcher Staaten, wo die Miliz eine Bürgermiliz ist, bestand die Ritterschaft, oder Reuterey, aus den angesehensten und begütertsten Bürgern; denn es gehörte Vermögen und Ansehn dazu, diesen kostbaren und ehrenvollen Dienst zu versehen. Gleichwohl paßte diese alte Einrichtung nicht mehr recht für die damaligen Zeiten, wo man bey den zahlreichen Heeren auch eine zahlreiche Reuterey nöthig hatte, und das Bedürfniß schon lange empfand, diese durch angestellte Werbungen zu vermehren, und gänzlich auf Kosten des Staats

zu unterhalten. So mußte sich also von selbst ein Unterschied zwischen **Ritterschaft** und **Reuterey** (Chevallerie und Cavallerie) erzeugen; den jetzt Gracchus dahin nutzte, jenem Corps zugleich eine politische Wirksamkeit, und zwar auf Kosten des Senats, zu verschaffen. Er erreichte dadurch den Vortheil, daß er gerade die angesehensten und begütertsten Bürger, die bisher, da sie bey seiner Revolution verloren, größtentheils gegen ihn gewesen waren, in sein Interesse zog; daß er dem Senat auf immer ein Gegengewicht gab, daß er mehreren eingerissenen Mißbräuchen dadurch steuerte, und sich selber ein Ansehn gründete, das unerschütterlich schien. Der Entwurf des Gracchus bezog sich auf eine **Veränderung der Gerichtsverfassung.**

Nach Römischer Sitte bestanden die Gerichtshöfe nicht, wie bey uns, aus fortdauernden Collegiis, sondern aus einer Anzahl Geschworner, die jährlich wechselten, und unter dem Vorsitze einer Magistratsperson, welche den Proceß instruirte, die Untersuchung der Sachen hatten,

und den Ausspruch, schuldig oder nicht schuldig, thaten. Durch ein langes Herkommen hatte es der Senat usurpirt, daß diese Geschwornen stets und ausschließend aus seiner Mitte genommen wurden. Die Folgen davon waren auffallend, bey solchen Criminalsachen, dergleichen in Republiken so häufig vorzukommen pflegen, die sich auf Staatsverbrechen bezogen. Das Geschrey über Bestechungen und Ungerechtigkeiten, wenn Leute, die zu der Parthey gehörten, wenn besonders gewesene Gouverneurs der Provinzen, die sich der härtesten Bedrükkungen schuldig gemacht hatten, angeklagt wurden, nahm immer zu, und die gesetzmäßige Macht des Senats artete in einen Justizdespotismus aus, der unerträglich ward.

Je lauter das Geschrey hiergegen war, um desto größere Vortheile hatte Gracchus, als er den Senat von dieser Seite angriff. Er nutzte dazu ein Paar besondere Veranlassungen, bey denen die Bestechungen so gut wie erwiesen waren. Er schilderte, in lebhaften Reden, diese eingerissenen Mißbräuche, und die daraus er-

wachsende Tyranney, und trat mit dem Vorschlage auf: **daß die Geschwornen künftig nicht mehr aus dem Senat, sondern aus der Ritterschaft gewählt werden sollten.** Fast noch nie hatte ein Vorschlag einen so großen Beyfall gefunden! Die Stimme der Provinzialen, der Verbündeten, der Bürger und der Ritterschaft, unterstützte ihn einmüthig. Der Senat, der ohnedem durch die Vorwürfe notorischer Bestechungen auf das tiefste gedemüthigt war, wagte es nicht einmal, sich dagegen zu sperren. Der Vorschlag des Gracchus, wobey er sich bedeutungsvoll, während er sprach, von der Curie, auf die sonst die Redner zu blicken pflegten, nach dem Comitium wandte, ging durch, und durch denselben bildete sich ein neues politisches Corps im Staat, dessen Macht und Ansehn auch noch nach dem Tode des Gracchus immer zunahm, und das, von dieser Zeit an, stets als zweytes politisches Corps betrachtet wurde, **das Corps der Ritterschaft.** Wenn man diese Umstände zusammen nimmt, so wird man leicht die Wichtigkeit dieses Schritts ein-

sehn, und den Ausruf des Gracchus nicht mehr befremdend finden, in den er ausbrach, als das Gesetz bestätigt war: "es sey geschehen um die „Aristocratie!"

Allein so wenig die Tendenz des Gracchischen Gesetzes im Ganzen ungewiß ist, so schwer ist es auch hier wieder genau auszumachen, was eigentlich dessen Inhalt war. Dem **Plutarch** *) zufolge gab er 300 Rittern, welche das Volk ihn selber ernennen ließ, **gemeinschaftlich** mit dem Senat, (der von gleicher Anzahl damals war,) die Gerichte. Nach **Appian** **), dem auch **Vellejus** ***) beystimmt, nahm er sie dem Senat gänzlich, und übertrug sie den Rittern ausschließend. Ja nach der Erzählung des **Livius**, so weit wir dieselbe aus dem Inhaltsverzeichniß seines verlohrnen 60sten Buchs kennen, ging er noch weiter. Er habe, heißt es hier, 600 Ritter zu Senatoren gemacht, (*in curiam sublegit:*) so daß, da damals der Se-

*) *Plut.* I, p. 837.

**) *App.* I, p. 32.

***) *Vell.* II, 6.

natoren nur 300 waren, der Orden der Ritter die doppelte Gewalt erhielt. — Wäre diese Nachricht richtig, so hätte er also den Senat selbst dadurch umgeformt, und eine Anzahl seiner Anhänger hineingebracht, die ihm die Pluralität verschaft hätte. Ich muß dieß jedoch bezweifeln, da wir nachher davon keine weitere Spuren finden, sondern die ganze Unternehmung sich nur auf die Gerichte bezieht. In Rücksicht dieser aber halte ich die zweyte Meinung für die richtige, daß er diese allein den Rittern übertrug, indem eine Stelle des Cicero *) dieß bestätigt, worin er sagt, daß die Ritter fast 50 Jahre, (von Gracchus bis auf Sulla 122-83 v. Ch.) die Gerichte besetzten; und ohne Zweifel ist Cicero hier der gültigste Zeuge.

Ungeachtet der wiederholten Niederlagen indeß, welche die aristocratische Parthey erlitten hatte, gab sie dennoch ihre Hofnungen nicht auf. Vielmehr machte sie neue Entwürfe; aber freylich Entwürfe ganz andrer Art, als die vori=

*) *Cic.* in Ver. Act. I, 16.

gen gewesen waren. Die bisherigen Vorfälle waren für sie eine Schule geworden: sie mußte es einsehn, daß gegen einen Mann, der sein Ansehen, so wie Gracchus, befestiget hatte, jeder offenbare Angrif vergeblich seyn würde. Auch die Pfeile der Verläumdung waren zu sehr gegen ihn abgenutzt, als daß man von ihnen noch große Wirkung erwarten konnte. Aber der Senat kannte die Wankelmüthigkeit des Volks, und gründete darauf einen Entwurf, der von der feinsten Politik eingegeben war. Statt Gracchus zu verdrängen, machte man den Plan, ihm einen andern Demagogen an die Seite zu stellen. Gelang es, die Augen des Volks vom Gracchus auf diesen zu ziehn, so schien alles gewonnen; denn das Bollwerk der Popularität war es allein, das Gracchus gegen seine Feinde sicherte. War diese gestürzt, so war er jedem Angriffe bloßgestellt. Um diesen Endzweck zu erreichen, zog der Senat einen der andern Tribunen **Livius Drusus** in sein Interesse: einen Mann, der sich durch seine Beredsamkeit nicht weniger, als durch

seine Reichthümer, auszeichnete. Weit entfernt, so wie einst Octav, dem Volk zu widersprechen, mußte er demselben vielmehr auf jede nur ersinnliche Weise schmeicheln. Hatte Gracchus nur zwey Colonieen ausgeführt, so mußte er deren zwölf in Vorschlag bringen; hatte Gracchus einen Grundzins bestimmt, den die ärmern Bürger von ihren erhaltenen Staatsländereyen der Republik entrichten sollten, so mußte er diesen Grundzins, als drückend für die ärmern Bürger, aufheben. So siegte persönlicher Haß sogar über eignes Interesse! so konnten die Herrscher selber den Charakter ihres Volkes verderben, um ihre Leidenschaft zu stillen!

Diese Politik war zu schlau berechnet, um ihres Endzwecks zu verfehlen. **Drusus** ward täglich mehr der Mann des Volks, und so wie er stieg, mußte Gracchus sinken. Der Senat, im Einverständnisse mit ihm, billigte alle seine Vorschläge; und er dagegen schilderte in jeder seiner Reden die Häupter des Senats, als die Väter des Volks. Das gewisse Opfer dieser

scheinbaren Aussöhnung beyder Partheyen konnte kein anderer, als Gracchus seyn.

Um sich noch mehr Platz zu verschaffen, ergrif Drusus eine schickliche Gelegenheit, seinen Gegner auf einige Zeit aus Rom zu entfernen. Eine Colonie sollte, besonders auf Antrieb des Fulvius, nach dem zerstörten, und selbst mit Verwünschungen belegten, Carthago geführt werden. Drusus bewirkte es, daß dieß Geschäft dem Gracchus übertragen ward; indem er ihm, nebst zwey andern, die Aufsicht übertrug. Dieser Auftrag entfernte ihn auf einige Wochen nothwendig aus Rom; und diese kostbare Zeit ließen seine Gegner nicht ungenutzt. Ein ganzes Gewebe von Cabalen und Intriguen ward gegen ihn angesponnen. Nach der bekannten Maxime, einen mächtigen Demagogen, den man stürzen will, nicht so wohl selbst, als vielmehr seine Anhänger anzugreifen, ging man besonders dem Vertrauten des Gracchus, dem Fulvius Flaccus, zu Leibe; der durch seine Unvorsichtigkeit und Heftigkeit die meisten Blößen gab. Man streute aus, er sey der Mörder des großen Scipio gewe-

gewesen; man sagte unter der Hand, auch Gracchus habe zu dem Complott gehört; man versicherte, bey der neuen Colonie zu Carthago hätten sich so unglückliche Omina ereignet, daß man das Project würde aufgeben müssen. Gracchus, von diesen Intriguen benachrichtiget, eilte nach Rom zurück, und suchte auf alle Weise seine verlorne Popular'tät wieder zu erhalten. Er veränderte selbst zu diesem Zwecke seine Wohnung; indem er sie von dem Palatinischen Berge in eine Gegend an dem Fuß desselben verlegte, wo nur arm Leute wohnten. Aber er mußte es dennoch binnem Kurzem erleben, daß seine Gegner einen Triumph über ihn davon trugen, der ihn aufs tiefste schmerzte, und ein Vorbote seines gänzlichen Falls war.

Die Zeit der Wahl neuer Consuln und Tribunen rückte heran. Die sinkende Popularität des Gracchus hatte bey seinm Gegnern die Hoffnung belebt, einem von ihrer Parthey zum Consulat verhelfen, und vielleicht ihm seine Würde entreissen zu können. Man stellte zu dem En-

de einen seiner heftigsten Gegner als Candidaten des Consulats auf, der das vorige mal durchgefallen war, einen **L. Opimius.** Man begnügte sich nicht mit bloßen Intriguen, sondern, weil der Senat sich am meisten vor den Verbündeten fürchtete, die in großer Anzahl nach Rom gekommen waren, um Gracchus, durch ihre Stimmen, und allenfalls auch durch Gewalt, zu unterstützen, so verordnete der Senat, daß alle Fremde vor dem Tage der Comitien sich aus Rom entfernen solten. **Cajus** beklagte sich öffentlich über diese Tyranney der Consuln; und es war nicht wohl möglich, das Edict im strengsten Sinn in Ausübung zu bringen. So erschien die Zeit der Wahl; und die aristocratische Parthey erhielt einen vollkommenen Sieg. Opimius ward Consul; Gracchus hingegen kam nicht in die Zahl der neuen Tribunen. Zwar war das Geschrey allgemein, die Stimmen seyen verfälschet; er habe in der That die Mehrheit gehabt. Aber die Wahl war einmal entschieden; er sah sich zum Privatmann herabgesetzt; und sein Schicksal konnte, bey dem

tödtlichen Haß seiner Feinde, nun kaum zweifelhaft scheinen.

Der neue Consul fieng damit an, Gracchus auf jede Weise zu necken *). Man sprach von der Wiederrufung seiner Gesetze; man murrete besonders über die nach Carthago geführte Colonie, und erzählte sich viel von den dort vorgefallenen Wunderzeichen. **Opimius** hofte, durch alle diese Neckereyen Gracchus zu irgend einem unvorsichtigen Schritt zu verleiten, der ihm Gelegenheit geben könnte, ihn geradezu anzugreifen. Aber Gracchus hütete sich um desto sorgfältiger, je gewisser er dieß wußte. Da er aber das aufsteigende Ungewitter wohl voraus sah, und da er in Rom selbst keine feste Stütze mehr hatte, so suchte er sie wieder außerhalb Rom. Eine Menge Verbündete mußten, unter allerhand Vorwand, aus allen Gegenden Italiens, verkleidet nach der Hauptstadt kommen; wobey selbst seine Mutter geschäftig gewesen

*) Im Jahr 121.

seyn soll, ob gleich andere behaupten, sie habe diese verwegnen Mittel gemißbilligt. Die aristocratische Parthey ließ sich aber dadurch nicht irre machen. Es war beschlossen, den ersten Versuch zu der Annullirung der Gracchischen Gesetze mit dem über die Ausführung der Colonie nach Carthago zu machen; womit man um so eher durchzudringen hofte, weil die Religion dazu den Vorwand geben mußte. Die Sache ward im Senat verhandelt, und der Tag bestimmt, wo Opimius den förmlichen Antrag deshalb ans Volk thun sollte.

Je mehr dieser Tag sich näherte, um desto mehr Intriguen wurden von beyden Seiten aufgeboten. Gracchus besonders sparte nichts, um seine Popularität wieder steigen zu machen. Bey einem öffentlichen Schauspiele, das in Rom gegeben werden sollte, hatten die Aedilen Logen erbauen lassen, die sie vermietheten. Der Demagog verlangte, daß sie sollten weggebrochen werden, weil sonst die Aermern würden zurück stehen müssen. Als niemand auf ihn hörte,

gieng er in der Nacht vor den Spielen selber mit einer Schaar Zimmerleute in den Circus, und riß sie eigenmächtig nieder. Er schien es zu vergessen, daß die republicanische Gleichheit sich nicht erzwingen läßt; und gewiß nirgends weniger sich findet, als da, wo man sie affectirt.

Der erwartete Tag erschien, und alles kündigte in Rom eine große Gährung an. Zahlreiche Schaaren von Volk von beyden Partheyen besetzten schon früh den Capitolinischen Berg. Bey der allgemeinen Spannung bedurfte es nur einer geringen Veranlassung zum Ausbruch des Tumults; und diese fehlte nicht lange. Als der Consul Opimius die, vor dem Anfang der Comitien gewöhnlichen, Opfer brachte, drängte sich einer seiner Lictoren, der die Eingeweide der Opferthiere trug, durch eine Schaar der Gegenparthey, und stieß diejenigen, die ihm im Wege standen, auf die Seite, mit dem Ausruf: "Zurück ihr Aufrührer!" Kaum hatte er es gesagt, so wurde er auf der Stel-

le durch mehrere Dolchstiche niedergebohrt *). Das Geschrey über Mord ward nun allgemein; und die Aristocraten übersahen keinen der Vortheile, die sie aus diesem Vorfalle ziehen konnten. Der Leichnam des Erschlagenen ward mit großem Lärm über das Forum nach der Curie gebracht; der Senat und der Consul giengen ihm mit verstellter Bestürzung entgegen, obgleich das Volk laut darüber murrte, daß eben die, die vor wenig Jahren den Tiberius Gracchus selber erschlugen, und durch die Straßen schleppen ließen, jetzt laut den Tod eines Lictors betrauerten, an dem er selber schuld war. Kaum

*) Auch bey diesem Vorfall weicht der Bericht von *Appian* I, p. 37. von dem des Plutarch's ab. Dem ersteren zufolge gieng Gracchus vor dem Anfange der Comitien in einem Porticus des Capitols einsam auf und nieder, als ein gemeiner Mann, Antyllus, ihn bey der Hand ergrif, und ihn bat: seines Vaterlandes zu schonen. Gracchus habe ihn darauf ergrimmt angesehen; und einer seiner Begleiter habe dieß für ein Signal genommen, ihn ohne des Gracchus Geheiß mit einem Dolche niederzustoßen. — Die Erzählung des Plutarch's hat unstreitig mehr Wahrscheinlichkeit.

hatte sich der Senat in die Curie zurück begeben, so faßte er ein Decret, das nur in höchst unruhigen und bedenklichen Zeiten gefaßt wurde *), vermöge dessen den Consuln die un umschränkte Vollmacht gegeben wurde, alle Anstalten zu treffen, die öffentliche Ruhe zu erhalten, und sich dazu selbst einer gewafneten Macht zu bedienen, was sonst innerhalb der Mauern von Rom nie geschehen konnte, wo Niemand Waffen tragen durfte. Opimius ließ darauf den Senat und den Theil der Bürgerschaft, der auf seiner Seite war, die Waffen ergreifen.

Gracchus hatte, gleich bey dem vorgefallnen Morde, die Folgen davon übersehn. Er machte den Thätern darüber heftige Vorwürfe; allein die That war geschehen. Der Schluß

*) Videant Consules, ne quid Respublica detrimenti capiat. Ungefähr dasselbe, was man in der neuern Sprache nennt: Eine Stadt in den Belagerungszustand erklären, wodurch die ganze innere Verfassung militairisch wird.

des Senats ließ ihn sein Schicksal ahnen; es war so gut, als hätte man ihn ausdrücklich für einen Aufrührer erklärt. Der allgemeine Schrekken hatte einen großen Theil seines Anhangs zerstreut. Ehe er selber das Forum verließ, blieb er vor der Bildsäule seines Vaters stehen, und brach, nachdem er sie lange mit stummem Nachdenken betrachtet hatte, in einen Strom von Thränen aus. Unterdeß sammleten sich viele seiner Anhänger wieder. Eine große Schaar derselben begleitete ihn nach seinem Hause, und bewachte dasselbe die Nacht, weil man einen Angriff fürchtete. Ein viel größerer Tumult aber war vor dem Hause seines Collegen in der Commission zur Vertheilung der Ländereyen, des **Fulvius Flaccus**. Dieser Mann, dessen Ungestüm und Heftigkeit gewöhnlich Alles verdarb, betrug sich auch jetzt diesem Charakter gemäß. Er bewafnete seinen zahlreichen Anhang, und berauschte den herzuströmenden Pöbel mit starken Getränken, die er im Ueberfluß austheilen ließ.

Bey Anbruch des Tags besetzten beyde den Aventinischen Hügel. Gracchus, entschlossen, kein Bürgerblut vergießen zu lassen, hatte sich geweigert, Waffen zu nehmen, und gieng, bloß mit einem kurzen Dolch versehen, seinem Schicksale entgegen. Seine Gemahlin **Licinia** umfaßte ihn, wie er aus seinem Hause gieng. Mit der einen Hand ihren Gatten, mit der andern ihren unmündigen Sohn haltend, bejammerte sie ihr Schicksal. "Du gehst nicht „mehr als Tribun und Gesetzgeber in die Ver„sammlung des Volks," rief sie, "du gehst „unbewafnet den Mördern Deines Bruders ent„gegen! Wäre Tiber vor Numantia gefal„len, so hätten wir seinen Leichnam ausgelö„set und begraben; jetzt werd ich auch bald den „Deinigen in dem Strom suchen müssen!" Gracchus wand sich von ihr los, und gieng stillschweigend mit seinen Freunden fort: sie wollte ihn bey der Toga ergreifen, aber sie sank sprachlos zu Boden, und wurde von ihren Sclaven ohnmächtig in das Haus ihres Bruders getragen.

Unterdeß vereinigte sich Gracchus mit Fulvius. Man kam, auf Antrieb des Gracchus, überein, einen Vergleich zu versuchen, und wählte zum Unterhändler den jüngern Sohn des Fulvius, dessen Jugend und Bescheidenheit ihn dazu vorzüglich geschickt machten. Er gieng in den Senat, und that Vorschläge, die von vielen nicht ungünstig aufgenommen wurden. Allein der erbitterte Opimius antwortete kurz: "Man brauche hier keine Unterhändler; sie „sollten selber kommen, und sich dem Senat „ergeben!" Als die Bothschaft zurück gebracht wurde, soll Gracchus entschlossen gewesen seyn, in den Senat zu gehen, und sich zu vertheidigen. Allein seine Freunde ließen es nicht zu. Vielmehr entschlossen sie sich, zum zweytenmal den Sohn des Fulvius, zur Fortsetzung der Unterhandlungen, abzuschicken. Aber Opimius, der nichts weniger als Unterhandlungen wollte, ließ ihn sogleich ergreifen und in Fesseln legen; und gab den Seinigen den Befehl zum Angrif. Das Gefecht ward bald entschieden. Eine zahlreiche Schaar Cretensischer Bogenschützen, die

der Consul in seinem Solde hatte, zerstreute durch ihr Geschoß aus der Ferne die Anhänger des Gracchus und Fulvius, und nach einem kurzen Streite erfolgte ein Gemetzel, das sich durch alle Gassen von Rom erstreckte. Fulvius verbarg sich in einem Badehause; allein er ward entdeckt, und, zugleich mit seinem ältesten Sohn, ermordet. Gracchus selber zog sich in den Tempel der Diana zurück. Er hatte keinen Antheil an dem Gefecht genommen; der Anblick des Bürgerkriegs brachte ihn zur Verzweiflung. Er wollte sich selber das Leben nehmen, aber zwey seiner Freunde, **Pomponius** und **Licinius**, rissen ihm das Schwerdt aus der Hand; und bewogen ihn zur Flucht. Die Namen dieser edlen Männer verdienten um so mehr aufgezeichnet zu werden, weil sie ihre Anhänglichkeit an Gracchus mit ihrem Tode besiegelten. Sie begleiteten ihn bis zu der Brükke über die Tiber. Hier stellten sie sich seinen andringenden Verfolgern entgegen, um ihm Zeit zur Flucht zu verschaffen, und fochten so lange, bis sie beyde, als Opfer ihrer Treue, todt zu Bo-

den sanken. Nur der große Mann kann solche Freunde haben! — Gracchus selber war unterdeß, von einem einzigen Sclaven begleitet, bis zu einem benachbarten heiligen Hayn gekommen. Hier holten seine Verfolger ihn ein; allein der treue Sclave deckte ihn mit seinem Körper, fieng die auf ihn gerichteten Dolchstiche auf, und Niemand konnte ihn eher verwunden, bis dieser vorher getödtet war. Die Wuth des Bürgerhasses rächte sich auch noch an den todten Körpern. Der Kopf des Gracchus ward abgehauen, und auf einer Stange herumgetragen; sein Leichnam ward, mit den übrigen Erschlagenen, über 3000 an der Zahl, durch die Gassen geschleppt, und in den Strom geworfen; die Güter wurden eingezogen, und selbst die Rechte der Natur verletzt, denn man verbot den Gattinnen der Gebliebenen, ihre Männer zu betrauern. Die Mutter des Gracchus ertrug den Tod ihres jüngern Sohns mit einer Größe der Seele, die durch nichts gebeugt werden konnte. Als sie die Bothschaft erhielt, er sey in dem heiligen Hayn erschlagen, ant-

wortete sie bloß: „er habe eine Grabstätte ge„funden, die seiner würdig sey.“ Sie selber zog sich nach Misenum bey Neapel zurück; wo sie ihr übriges Leben, nicht in der Abgeschiedenheit von der Welt, sondern in einem Kreise zubrachte, wie er der Tochter des großen Scipio würdig war.

Ungeachtet dieses entscheidenden Siegs der Aristocratie, starb aber dennoch mit dem Tode des Gracchus seine Parthey nicht aus. Das Andenken an ihn lebte bald wieder auf; man errichtete ihm und seinem Bruder Bildsäulen; die Plätze, wo sie gefallen waren, wurden geweiht, und das Volk strömte hin, ihnen Todtenopfer zu bringen. **Opimius** dagegen sank in eine Verachtung, die er durch seinen niederträchtigen Geiz sich noch mehr, als durch seine Cabalen, zugezogen hatte. An die Stelle der Gracchen traten oder drängten sich aber bald andere Volksanführer, die unter der Larve des Patriotismus nur Selbstsucht verbargen, und kein Bedenken trugen, ihre Hände mit Bürgerblut zu beflecken, wenn sie ihren Leidenschaf-

ten dadurch ein Opfer bringen konnten. Wer kennt nicht einen Marius, Clodius, und andere? Vielleicht ward nie eine Staatsveränderung von größern und edlern Männern angefangen, als die der Gracchen; aber der Strom der Revolution ward schon ihnen selber zu mächtig; geschweige, daß man nach ihrem Tode ihn hätte in seinen Schranken halten können! Bürgerkriege, Proscriptionen, und wiederholtes Blutvergießen, waren die Folgen ihrer Unternehmungen; und das letzte Ende derselben, daß eben das Volk, dem sie die Freyheit schenken wollten, in die Fesseln eines Despotismus geschlagen wurde, der bis auf unsere Tage in Europa ohne Beyspiel blieb.

III.

Versuch
einer historischen Entwickelung
der Entstehung und des Wachsthums
des
Brittischen
Continental-Interesse.

Erster Theil.
Von Heinrich VII bis auf den Tod der Königin Anna.

Das Europäische Staatensystem erhält mehrere wichtige, und ohne Zweifel höchst wohlthätige, Modificationen dadurch, daß ein Hauptglied desselben durch einen Inselstaat gebildet wird, der durch seinen Umfang und die Benutzung der innern Hülfsmittel seinen Rang unter den ersten Mächten desselben behauptet. Wie groß auch immer die Aehnlichkeit der Cultur, der Religion, der Sprachen der Völker des gebildeten Europa's seyn mag, so ergeben sich doch aus der insularischen Lage eines solchen Staats von selbst gewisse Eigenheiten, die nicht weggewischt werden können. Indem die Natur ein solches Land durch feste Grenzen von den übrigen absondert, ist es eine fast unausbleibliche Folge, daß bey den Bewohnern desselben ein Gefühl von Selbstständigkeit und

Unabhängigkeit sich bildet, das nicht blos für sie, sondern als Beyspiel auch für andere Völker, höchst wohlthätig werden kann; und, wie die Geschichte von Europa es lehrt, in diesem Welttheil es geworden ist. Das Daseyn einer solchen Macht giebt dem Staatensystem, wozu sie gehört, ferner dadurch eine größere Festigkeit, daß nicht leicht eine politische Revolution entstehen kann, die auf einmal das Ganze zertrümmerte, indem ein solcher Staat schon durch seine Lage entweder völlig davon ausgenommen ist, oder doch sich leichter davon befreyt erhalten kann. Allein vorzüglich wichtig für das ganze System wird ein Staat dieser Art dadurch, weil er fast nothwendig, wenn er sich behaupten will, zu einer Seemacht werden muß, und eben deßhalb es verhindert, daß die Landmacht das Uebergewicht nicht allein entscheiden kann. In einem Staatensystem, zumal wenn zwischen den Gliedern desselben ein sehr auffallender Unterschied der Macht herrscht, wird durch alle Combinationen der Politik doch der Principat eines Einzigen zu-

letzt fast unvermeidlich, wenn die bloße Landmacht die Entscheidung giebt. Auch das, am künstlichsten berechnete, System des Gleichgewichts kann nur immer eine sehr unsichere Bürgschaft dafür leisten, daß nicht irgend ein günstiger Moment erscheinen sollte, wo das durch seine Hülfsmittel, oder die Talente seiner Anführer, oder durch beydes mächtigste Volk, jenen Principat an sich reißt, der nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge früher oder später in Druck und Tyranney ausartet, wenn er auch gleich anfangs diesen Character nicht annehmen sollte. Die Entstehung von einer Seemacht, oder von Seemächten, wird daher schon an und für sich, indem sie es bewirkt, daß in der Wagschale der Politik nicht blos ein einziges Gewicht den Ausschlag geben kann, für die Erhaltung des Ganzen höchst wohlthätig; um so mehr, da es zugleich in ihrer Natur liegt, daß sie selber der Unabhängigkeit andrer Staaten nicht so leicht gefährlich werden können. Für den denkenden Beobachter der Geschichte müssen aber Seemächte besonders dadurch in-

tereſſant werden, weil ſie nur die Folge einer höhern Cultur ſind und ſeyn können. Auch Barbaren rüſten zwar Schiffe aus, um zu zu rauben, oder, wenn ſie mächtig genug dazu ſind, ihre Heere in ein fremdes Land zu führen, und zu erobern; allein eine Seemacht, in dem wahren Sinn des Worts, geht nur aus der Theilnahme an dem großen Welthandel hervor; und ihre eigentliche Beſtimmung iſt, ihre Schiffarth und ihre Colonien in entfernten Meeren zu ſchützen. Sie ſetzt alſo beydes ſchon als beſtehend voraus, und da beyde wiederum nicht ohne einen hohen Grad von politiſcher Cultur ſtatt finden können, ſo kann eine Seemacht auch nur eine Tochter von dieſer ſeyn. Die Geſchichte des neuern Europa's giebt davon einen Beweis, der über allen Zweifel erhaben iſt. So klar und beſtimmt wie irgend etwas, geht aus ihr das Reſultat hervor, daß die politiſche Cultur in gleichem Maaße ſtieg, und die ehrſüchtigen Träume von einer Univerſalmonarchie in gleichem Grade verſchwanden, als ſich Seemächte in Europa

bildeten, und ihr Gewicht mit in die politische Wagschale warfen.

Das Interesse einer Seemacht als solche muß daher schon an und für sich nothwendig manches eigne haben; allein noch weit mehr, wenn sie, wie England, eine Inselmacht ist. Es würde zwar höchst einseitig seyn, auf dieses Eigenthümliche der geographischen Lage ein allgemeines System der Politik bauen zu wollen, dessen Vorschriften ein solcher Staat durchaus zu befolgen hätte. Denn so bald derselbe in mannigfaltigen Verhältnissen mit andern Staaten steht, so bald ihre Schicksale ihm nicht gleichgültig seyn können, überhaupt so bald er das Mitglied eines Systems von Staaten ist, so wird er, bey dem öftern Wechsel jener Verhältnisse, auch darnach seine politischen Maximen verändern müssen. Dem ungeachtet aber werden doch die Verhältnisse eines Inselstaats zu denen des festen Landes sich unter gewisse allgemeine Classen bringen lassen, die sich auf eben so viele verschiedene Arten des Interesse beziehen; und diese Bestimmung scheint

hier um so viel wichtiger zu seyn, da gerade jede dieser Classen bey einer historischen Entwickelung des Brittischen Continentalinteresse in gewissen Perioden in Betrachtung kommt.

Es lassen sich **vier** solcher Arten des Interesse unterscheiden, durch welches auch ein solcher, geographisch isolirter, Inselstaat dennoch, als mit eben so vielen politischen Banden, mit dem festen Lande zusammenhängen kann. **Erstlich:** das Interesse der Selbstständigkeit, der Unabhängigkeit und Sicherheit; **zweytens:** das Interesse des Handels und Verkehrs; **drittens:** das Interesse der Vergrößerung durch Eroberungen auf dem festen Lande; **viertens:** das persönliche und Familieninteresse der Regenten.

Ueber die beyden zuletzt erwähnten Gattungen habe ich hier nichts im Allgemeinen zu sagen; da sie nicht nur durch sich selbst verständlich sind, sondern auch das eine bey England ganz wegfällt; und bey dem Andern Niemand zweifelt, daß die Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung des Familieninteresse mit dem Nationalinteresse der alleinige Maaßstab ist,

nach dem der Werth oder Unwerth desselben gemessen werden muß. Allein die beyden ersten Arten erfordern nicht nur für sich noch eine genauere Bestimmung; sondern auch des wechselseitigen Verhältnisses, in dem sie gegen einander stehen.

Es giebt keine einseitigere Ansicht, als wenn man, wie häufig geschieht, einer Inselmacht deßhalb die thätige Theilnahme an den politischen Händeln andrer Staaten absprechen will, weil sie, durch ihre Lage unterstützt, von einer Marine hinreichend gesichert sey. Sie ist dadurch allerdings **mehr** gesichert; aber nicht **völlig** gesichert. Auch mit zahlreichen Flotten lassen ausgedehnte Küsten sich nicht immer dekken; und wenn vollends diese Macht viele und große **entfernte** Besitzungen zu beschützen hat, an deren Erhaltung gewissermaßen ihre Existenz geknüpft ist, muß diese Schwierigkeit noch viel größer werden. Es ist freylich wahr, daß eine Inselmacht von dem Wachsthum einer bloßen Landmacht für ihre Selbstständigkeit nicht viel zu fürchten haben kann; allein die Ge-

fahr wird dagegen doppelt groß, so bald diese Landmacht zugleich Seemacht ist, und als solche mit ihr rivalisirt. In diesem Verhältniß stehen Frankreich und England. Die nahe Nachbarschaft, die Verflechtung ihrer auswärtigen Besitzungen, der seit Jahrhunderten genährte Nationalhaß, mußte hier eine Rivalität erzeugen, wie sie anderwärts nicht statt findet, und nicht statt finden konnte.

Allein wenn eine solche Inselmacht zugleich ein Handelstaat ist, so verbindet sich mit dem politischen Interesse auch ein **Handelsinteresse**, welches die Vernachläßigung der Verhältnisse auf dem festen Lande nicht erlaubt. Dieses Handelsinteresse kann kein anders seyn, als sich den Markt für den Absatz seiner Waaren offen zu halten, und sich denselben möglichst zu erweitern. Eine natürliche Folge davon ist, eine festere Verbindung mit denjenigen Völkern, bey denen dieser Absatz sich findet, oder die ihn befördern. Das eigene Interesse verbietet es, bey ihren Schicksalen gleichgültig zu bleiben; und so entsteht von selber eine Verflech-

tung des politischen und Handels-Interesse. So gewiß aber auch dieses ist, so ist es doch unleugbar, daß man diese Verbindung in der neuern Politik oft für enger angesehen hat, als sie wirklich ist. Es ist eine durch die Erfahrung hinreichend bestätigte Wahrheit, daß der Gang des Handels zunächst durch das Bedürfniß der Käufer, und den Vortheil der Verkäufer bestimmt wird. Die Verhältnisse der Regierungen können ihn erschweren und erleichtern, allein so wenig schaffen als vernichten. In Ländern, wo die Communication, wie in denen von Europa, so mannigfaltig und so leicht ist, findet, selbst in dem heftigsten Kriege, selbst bey den strengsten Verboten, der Handel doch seine Wege. Wo Bedürfniß und Gewinnsucht sich entgegen kommen, überwältigen oder umgehen sie leicht die Hindernisse, welche die Regierungen ihnen entgegen stellen. Die Erfahrungen der neuesten Zeit haben unsre Begriffe über die Verbindung des politischen und mercantilischen Interesse sehr berichtiget; sie lehren, daß beyde zwar nicht gänzlich von ein-

ander getrennt; aber doch auch weniger eng verbunden sind, als man sonst zu glauben schien, wo man durch Handelstractate und Handelsverbote glaubte dem Handel seinen Gang unbedingt vorschreiben zu können.

Unabhängig von diesen Ursachen giebt es aber noch einen andern Grund, der es einer großen Inselmacht, die ein Hauptglied eines politischen Systems ausmacht, verbietet, bey den Händeln der Staaten des festen Landes gleichgültig zu bleiben; einen Grund, der in den Augen des practischen Politikers gewiß nichts weniger als unerheblich ist: die Behauptung ihres Ansehens und ihrer Würde als Mitglied jenes Systems. In einem solchen System, wie das des neuern Europa's, wo stets so große Thätigkeit herrscht, wo stets so viele Kräfte in Bewegung sind, ist für einen Staat, dem seine Macht einen der ersten Plätze anweiset, das Zurückziehen von den gemeinschaftlichen Angelegenheiten, sollten sie ihn auch nur mittelbar angehen, der unvermeidliche Anfang des Sinkens. In eben dem Maaße, wie ein

solcher Staat seine Sphäre beschränkt, wird unausbleiblich die seines Rivalen erweitert; er verliert so wie dieser gewinnt; und wie wünschenswerth auch immer die Erhaltung des Friedens seyn mag, so gilt doch auch hier der Spruch: daß Kraft nur durch Kampf wächst, und ein durch eine solche Politik erkaufter langer Frieden oft ein sehr gefährliches Glück ist. Die Geschichte von Europa hat in der Republik der vereinigten Niederlande hier ein Beyspiel aufgestellt, das in dieser Rücksicht sehr lehrreich ist. Seine thätige Theilnahme an den Staatshändeln Europa's hat diesem Staat viel gekostet, und ihn selbst an den Rand des Verderbens geführt. Seit dem Utrechter Frieden ergrif er die entgegengesetzte Politik, und behauptete sie mit aller ihm möglichen Festigkeit. Allein der Utrechter Frieden war auch der Punct, wo sein Sinken begann; und die innern Ursachen seines Verfalls wirkten von nun an desto sicherer, je ungestörter sie sich entwickeln konnten. Eine unumschränkte Monarchie, in der das Meiste von dem Geist ihres Regenten abhängt,

kann weit eher eine lange friedliche Periode ausdauern, ohne nothwendig zu sinken; (wiewohl gewisse Symptome davon doch auch hier unvermeidlich zu seyn pflegen;) in einem republicanisch geformten Staat, sey er zugleich monarchisch oder nicht, treten ganz andere Ursachen ein, welche ihm unter solchen Umständen fast nothwendig verderblich werden müssen. Die Perioden des Friedens sind hier gewöhnlich die Perioden der Factionen, die, wenn sie auch nicht gerade Bürgerkriege herbeyführen, doch darum nicht weniger an dem Herzen des Staats nagen. Die thätige Theilnahme an den auswärtigen Angelegenheiten ist dagegen der Ableiter der innern Gährungen; sie gewährt ein gemeinschaftliches Interesse; da die Meinungen immer getheilt zu seyn pflegen, so bald sich die Politik nur um die innern Verhältnisse dreht.

Man wird dieß hoffentlich nicht so verstehen, als sollte es eine Apologie der leichtsinnigen Theilnahme an allen auswärtigen Händeln und Kriegen seyn. Zwischen einer solchen

leichtsinnigen Theilnahme und jener indolenten Apathie liegt eine Linie in der Mitte, die durch das Interesse und die Kräfte einer solchen Macht bestimmt wird; und nur von der Beobachtung von dieser ist die Rede. Um sie nicht zu überschreiten, muß der Staatsmann nicht blos klare und feste Begriffe über die wahren Vortheile, sondern auch über den Umfang des Wirkungskreises des Staats haben, dessen Ruder er führt; und das letzte scheint nicht weniger schwer zu seyn, als das erste; die Blendwerke des Stolzes und des Eigendünkels sind nicht weniger gefährlich, als die der Herrschsucht und des Eigennutzes.

Diese Ideen werden als Einleitung zu der folgenden Untersuchung dienen können, die eine historische Entwickelung des Brittischen Continental-Interesse in den letzten drey Jahrhunderten zu ihrem Zweck hat. Die Aufgabe, welche zu lösen ich mir vornehme, wird also seyn, in chronologischer Ordnung die Fäden anzugeben, durch welche das politische und Handelsinteresse von England an das des Continents

gebunden ward; wie sie geknüpft und wieder aufgelöset wurden. Bloße, schnell vorübergehende Verhältnisse, wie sie zuweilen während dem Laufe der großen Kriege entstanden, kamen dabey nicht in Betrachtung; nur das, was dauerte, wird unsre Aufmerksamkeit verdienen.

Die Uebersicht der Geschichte des Brittischen Continental-Interesse kann aber nur dadurch deutlich werden, daß man dasselbe nach den verschiedenen Zeiträumen betrachtet, in denen es einem so großen Wechsel unterworfen war. Man muß deren folgende annehmen. 1. Der Zeitraum von Heinrich VII bis auf Elisabeth. 2. Der Zeitraum der Elisabeth. 3. Der Zeitraum der Stuarts bis auf Wilhelm III. 4. Der Zeitraum von Wilhelm III und Anna. 5. Der Zeitraum des Hauses Hannover.

Erster Zeitraum.

Von Heinrich VII bis auf Elisabeth. 1484—1558.

Bereits in der Periode des Mittelalters hatte England an den Begebenheiten des festen

Landes einen sehr lebhaften Antheil genommen, durch seine Landkriege in Frankreich, und durch sein Bestreben, dieses Reich zu erobern. Die, in so vielfacher Rücksicht unglückliche, Vermählung der Tochter Philipps des Schönen, der Isabella mit Eduard II, hatte dazu den Grund gelegt, indem der Sohn aus dieser Ehe Eduard III seine Ansprüche auf Frankreich gegen das Haus Valois auf diese seine mütterliche Abkunft gründete. Eine Reihe von Kriegen, die eine lange Zeit hindurch eben so glücklich für England geführt wurde, als sie um die Mitte des 15ten Jahrhunderts unglücklich für dasselbe endigte, war die Folge davon.

Das damalige politische Continental-Interesse Englands war also ein bloßes Eroberungs-Interesse. In jenen Zeiten einer noch nicht verfeinerten Politik, wo blinde Vergrößerungssucht ihre einzige Spannfeder war, konnten solche Entwürfe möglich seyn; wiewohl doch auch damals der Augenschein deutlich genug zeigte, daß eine daurende Unterjochung Frankreichs unter England eine Chimäre sey. Seit dem Jah-

re 1450 waren die Engländer aus Frankreich vertrieben: allein der bloße Titel eines Königs von Frankreich war doch nicht das einzige, was England noch übrig blieb. Politische Ideen, die so tiefe Wurzel gefaßt haben, als jene, sind so leicht nicht auszurotten; und der Erfolg zeigte, daß sie fast diesen ganzen Zeitraum hindurch noch in England lebten, indem man jede Gelegenheit, die einige Wahrscheinlichkeit, sie auszuführen, darzubieten schien, begierig ergrif. Da Bretagne damals noch seine eignen Herzöge hatte, die fast in beständigen Händeln mit den Königen von Frankreich begriffen waren, so fand England an ihnen in Frankreich selbst noch Verbündete; und hätten diese Händel durch das Aussterben des Mannsstamms (1488) und die darauf folgende Vermählung der Erbin Anna mit König Carl VIII nicht aufgehört, so hätten sie wahrscheinlich noch sehr bleibende Folgen gehabt. Es kam noch dazu, daß, da Calais sich noch in den Händen der Engländer befand, man dadurch immer gleichsam im Besitz des Thors von Frankreich zu seyn glaub-

glaubte, durch das man, so oft man wolle, in das Innere eindringen könne.

Allein noch unter der Regierung von Heinrich VII ward England zugleich durch Familienverbindungen, die in Heyrathen ihren Grund hatten, in das Interesse des festen Landes verflochten. Der Sohn von Heinrich VII, Arthur, heyrathete die Tochter von Ferdinand Catholicus, Catharina; und als er schon als Jüngling starb, ward sie die Gemahlin seines Bruders, Heinrichs, nachmaligen Königs Heinrichs VIII.

Unter der Regierung von Heinrich VII konnten diese Verhältnisse keine große Folgen haben, da er absichtlich die Theilnahme an den auswärtigen Händeln möglichst vermied, um seinen Thron desto mehr sichern zu können. Nur einmal ging er Maximilian I zu Gefallen, als König Carl VIII diesem seine verlobte Braut, die Princessin Anna, die Erbin von Bretagne, entriß, und dadurch den Grund zu dieser so wichtigen Acquisition legte, mit einer Armee nach Calais hinüber; allein, ungeachtet das Englische Inter-

esse hier wesentlich gefährdet war, so war es doch mehr eine Finanz- als eine Kriegsexpedition. Für 600000 Kronen erkaufte sich Carl VIII den Tractat von Estaples (1492); Heinrich VII ging schon nach wenig Wochen wieder nach England zurück; und die Verbindung zwischen England und Bretagne blieb auf immer aufgelöset.

Allein unter der Regierung seines Sohnes und Nachfolgers Heinrich VIII, (1509-1547) zeigten sich die Folgen davon desto auffallender. Um die Zeit, als er den Thron bestieg, war durch die Ligue zu Cambrai Italien der Mittelpunct der Europäischen Politik geworden. England konnte seiner Lage und seinen übrigen Verhältnissen nach von der Theilnahme an den Händeln Italiens damals durchaus keinen Vortheil erwarten. Vielmehr mußte, indem Frankreich hier seine Kräfte fruchtlos verschwendete, um Eroberungen zu machen, die Neutralität ihm von selber ein Uebergewicht über diesen seinen Nachbarn geben. Allein die Familienverbindung, in der Heinrich mit Spanien stand, wurde jetzt

von seinem Schwiegervater Ferdinand Catholi-
cus genutzt, ihn in diese Händel zu verwickeln.
Als die Ligue von Cambrai zerfiel, und aus
ihr die heilige Ligue gegen Frankreich sich bil-
dete, trat Ferdinand dieser bey, um sich bey
dieser Gelegenheit des Reichs von Navarra zu
bemächtigen. Er berechnete sehr gut die Vor-
theile, welche die Theilnahme von Heinrich,
dem er mit der Hofnung schmeichelte, die alten
Ansprüche auf Guienne ausführen zu können,
für ihn wahrscheinlich haben müsse. Er erreichte
seine Zwecke; Heinrich VIII brach mit Frank-
reich (1512); und als er gebrochen hatte, lie-
ßen ihn sein Schwiegervater und seine andern
Verbündeten im Stich, und nach einem ver-
geblichen Einfall in die Picardie endigte er die-
sen Krieg, der die hinterlassenen Schätze sei-
nes Vaters erschöpft hatte, durch einen Frie-
den (1514), den die Vermählung seiner Schwe-
ster mit Ludwig XII befestigen sollte.

Ein so mißverstandnes Interesse wie die-
ses, das nur durch die überlegne Schlauheit
eines falschen Freundes aufgeregt war, konnte

nicht anders als nur vorübergehend seyn. Aber die Zeitumstände änderten sich bald; und als Ludwig XII und Ferdinand (1516) kurz nach einander von dem Schauplatz abtraten, um Franz I und Carl V Platz zu machen, bildeten sich neue Verhältnisse, welche für die Continental-Politik von England wichtiger wurden, oder wenigstens wichtiger zu werden schienen. Die nun entstandene Rivalität zwischen Frankreich, und dem Oesterreichisch-Spanischen Hause, legte zuerst den festen Grund zu dem System des Gleichgewichts in Europa; und vier blutige Kriege zwischen Carl und Franz waren die Folgen davon. Es war unter diesen Umständen sehr natürlich, daß in England die Idee auflebte, den Ausschlag in diesen Kriegen geben zu können; was konnte dem ohnehin so eitlen Heinrich VIII mehr schmeicheln, als sich als den Schiedsrichter von Europa zu betrachten? In der That schien er auch dazu viele Mittel in Händen zu haben. Er konnte, war er auf Carl's Seite, Frankreich wehe thun, da der Besitz von Calais ihm eine Landung an den Französischen

Küsten erleichterte; und, war er auf der Seite von Franz, so konnte er auf eben diesem Wege leicht einen Einfall in die Niederländischen Provinzen, die Besitzungen von Carl V. machen. Kein Wunder also, daß er jene Rolle wirklich übernahm; allein er spielte sie so ungeschickt, daß er gar nichts ausrichtete; und man braucht nur einen Blick in die Geschichte zu werfen, um die Ursachen davon zu entdecken.

Als Franz I zum erstenmal im Jahr 1521 mit Carl V brach, und beyde Monarchen um Heinrichs Freundschaft buhlten, war es anfangs unentschieden, auf wessen Seite er treten würde, bis es Carl gelang, den Cardinal Wolsey durch Versprechungen und Schmeicheleyen zu gewinnen. Durch ihn war auch der König gewonnnen. Allein ungeachtet er Truppen nach Frankreich hinüber sandte, blieb doch der Krieg in der Picardie ein Nebenkrieg, der nichts entschied. Das traurige Schicksal von Franz I bey Pavia (1525) brachte ihn zur Besinnung. Er fürchtete jetzt, sein Verbündeter möchte zu mächtig werden; er verließ des-

sen Parthie; und trat nach dem Vertrage von Madrit, durch welchen Franz seine Freyheit unter Bedingungen erkaufte, die er nicht zu halten dachte, (1527) selbst auf die Seite seines bisherigen Feindes über. Allein wie der zweyte Krieg ausbrach (1527-1529), lähmte sich Heinrich VIII selber die Hand; indem er aus Handelsursachen dem Kayser die Neutralität seiner Niederlande zugestand; dem einzigen Punct, wo er ihm schaden konnte. Die Folge war also, daß er für seinen Verbündeten Nichts that. Als während dieses Kriegs seine Religions- und Ehehändel entstanden, schien er darüber seine große Rolle gänzlich zu vergessen, und nahm an dem dritten Kriege jener beyden Fürsten, der durch den zehnjährigen Waffenstillstand zu Nizza endigte (1538), gar keinen Antheil. Dagegen verband er sich desto enger mit dem Kayser, als dieser 1541 seinen vierten Krieg mit Franz anfing; nicht weil er damals von der Uebermacht von Frankreich etwas zu fürchten hatte; sondern weil er seinen Launen Genüge thun wollte. Der Vertrag, den er

mit Carl V schloß, ist ein treffendes Bild der damaligen Politik; die B-dingungen zeigen, daß man sie nicht halten wollte, weil sie unmöglich erfüllt werden konnten; Heinrich VIII verlangte nichts geringers als die Französische Krone; und um ganz Frankreich zu erobern, ging er, während Carl in Champagne einfiel, mit einer geringen Macht nach Calais über. Allein die beyden Verbündeten zerfielen unter einander; Carl V schloß seinen Frieden für sich zu Crespy (1544); und überließ es seinem Bundesgenossen, sich aus der Verlegenheit zu ziehen; und dieser gab sich zufrieden, als ihm die Bezahlung eines Jahr-Geldes versprochen wurde, das man von der andern Seite auch nicht zu bezahlen willens war, ungeachtet man ihm als Unterpfand das von ihm eingenommene Boulogne auf 8 Jahre ließ *).

Aus diesem Allem ergiebt sich das deutliche Resultat, das die angebliche Erhaltung des

*) Es wurde unter seinem Sohne für eine viel geringere Summe, als versprochen war, von Frankreich wieder eingelöset.

Gleichgewichts zwischen den beyden Hauptmächten des festen Landes in diesen Zeiten nichts weiter als ein bloßer Nahme war. Ein Fürst, der stets ein Sclave seiner Launen, und das Spiel derer blieb, die zunächst um ihn waren, konnte keiner festen Politik fähig seyn; und eben so wenig war es sein Minister, der Cardinal Wolsey, der sich nicht weniger als sein Herr von seinen Leidenschaften leiten ließ. Man hätte erwarten dürfen, daß das neue, unter der Regierung von Heinrich VIII durch die Reformation aufgeregte, Interesse ein Band zwischen England und dem festen Lande hätte werden können; allein die Verfahrungsart von Heinrich VIII, so sehr er sich auch in diese Streitigkeiten mischte, mußte dieß unmöglich machen. Indem er, durch seinen Supremat, sich in England nur an die Stelle des Pabstes setzte, ohne die protestantische Lehre zuzulassen, deren Anhänger er verfolgte, war es unmöglich, daß er mit den protestantischen Fürsten in Deutschland sich vereinigen konnte; und die Versuche, die er dazu machte, waren deßhalb vergeblich.

Unter der Regierung seines Sohns und Nachfolgers **Eduard** VI ward der politische Zusammenhang mit dem festen Lande nicht verstärkt; vielmehr giebt sie den Beweis, daß die Bande, womit es unter Heinrich VIII mit demselben zusammenhing, in keinem Nationalinteresse, sondern nur in den Einfällen dieses Königs bestanden hatten. Obgleich diese Regierung die Reformation in England einführte, so nahm sie doch an der großen Crisis, durch welche der Zustand der Protestanten in Deutschland damals bestimmt ward, keinen Antheil; ungeachtet die Verbindung zwischen Heinrich II von Frankreich und Moriz gegen Carl V dazu so leicht die Veranlassung hätte geben können. Allein als Eduard VI so frühzeitig starb, und seine Schwester **Maria** ihm folgte, ward England durch eine **Heyrath** wieder in eine Verbindung mit dem festen Lande gesetzt, welche höchst gefährlich für dasselbe hätte werden können; indem Maria sich mit Philipp II von Spanien vermählte (1554). Zwar wurden durch das Parlament alle mögliche Maaßregeln für

die Zukunft genommen; aber wäre diese Ehe fruchtbar gewesen, so möchte Philipp's unermüdete Thätigkeit leicht über diese Hindernisse gesiegt haben. Aber auch da sie dieß nicht wurde, blieb sie dennoch für England nicht ohne politische Folgen. Als Philipp II bereits kurz nach dem Antritt seiner Regierung sich zum Kriege mit Frankreich genöthigt sah (1557), wußte er durch den persönlichen Einfluß, den er auf seine Gemahlin hatte, sie in den Krieg mit hereinzuziehen. Die Folge davon war der Verlust **von Calais**, dem einzigen Ueberrest der alten Eroberungen Englands in Frankreich; dessen sich die Franzosen 1558 bemächtigten. Ein Verlust, der, wie lebhaft man ihn damals auch in England empfand, doch gewiß ein wahrer Gewinn für dasselbe war. Er trug am meisten dazu bey, die alte Chimaire von großen Eroberungen in Frankreich gänzlich verschwinden zu machen; die wenigstens bisher so oft als Vorwand zu Unternehmungen gegen dieß Land gebraucht worden war, wenn man sich

auch von der Unmöglichkeit ihrer Ausführung schon lange hatte überzeugen müssen.

Uebersieht man das bisher Gesagte, so ist es klar, daß, ungeachtet sich England in diesem Zeitraum öfters in die Angelegenheiten des festen Landes mischte, doch dieß Brittische Continental-Interesse noch gar kein National-Interesse war, sondern nur in den Familienverbindungen des regierenden Hauses, und in den alten Ansprüchen der Englischen Könige auf Frankreich, das hieß, in einer Idee, die sich bereits selber überlebt hatte, seinen Grund hatte. Für seine Selbstständigkeit hatte England damals von Frankreich so wenig als von Spanien zu fürchten, da Italien das Ziel der Politik dieser Mächte war; und wenn man glauben konnte, in der Folge etwas von ihnen zu fürchten zu haben, was konnte natürlicher seyn, als durch ihre wechselseitigen Kämpfe unter einander sich beyde aufreiben zu lassen? Es frägt sich also nur noch, in wie fern England durch seine Handelsverbindungen in diesem Zeitraum

in das Interesse des festen Landes verflochten seyn konnte?

Damals noch gänzlich ohne Colonien, welche die Producte entfernter Welttheile, um sie wieder auf andere Märkte zu verführen, England hätten darbieten können; und nur mit einer sehr beschränkten eignen Industrie, die erhebliche Gegenstände für den Handel mit fremden Völkern geliefert hätte, sieht man leicht, daß an ein Handelsinteresse, das auch nur entfernt mit dem der folgenden Zeitalter verglichen werden könnte, gar nicht zu denken war. Die große Handelsrevolution, zu der durch die Entdeckung von America und Ostindien im Anfang dieses Zeitraums der Grund gelegt wurde, — die einzige, die allgemein in der Geschichte des Welthandels Epoche macht, — blieb zwar nicht ganz ohne Einfluß auf England; denn auch von dort segelte bereits 1497 Johann Cabot als Entdecker nach den Küsten von N. America, und hatte andre zu Nachfolgern; allein diese Entdeckungen geschahen, wenn gleich mit Bewilligung, doch ohne Unterstützung der Re-

gierung, und blieben diesen Zeitraum hindurch noch so gut wie ungenutzt.

Indeß erzeugte England ein einheimisches Product, dessen Ausfuhr theils roh, theils auch schon verarbeitet, von solcher Wichtigkeit war, daß sie auf seine Continentalpolitik nicht ohne Einfluß blieb, nemlich die Wolle. Bereits seit dem zwölften Jahrhundert war die Schafzucht, die nachmals unter Eduard IV durch Spanische Widder noch veredelt ward, fast die Hauptbeschäftigung des Englischen Landmanns gewesen; und nachdem man die Wolle lange nur unverarbeitet ausgeführt hatte, war man nachmals dahin gekommen, selber Tuchmanufacturen zu errichten. Der erste und nächste Markt des Englischen Wollhandels waren aber die Niederländischen Provinzen, deren Manufacturen eben durch diesen Handel aufblühten; und so entstand hier eine Verbindung, die nicht blos in den Launen eines Königs oder Ministers, sondern in dem Interesse der Nation gegründet war. Bereits in diesem Zeitraum hatte sie die politische Folge, daß als Heinrich VIII sich 1527

gegen Carl V erklärte, ein Aufstand der Wollarbeiter erfolgt, der den König nöthigte, einen Separatvertrag wegen der Neutralität der Niederlande zu schließen. Der Verfolg dieser Untersuchung wird lehren, daß die Verbindung mit diesen Provinzen in der Folge stets eines der festesten Bande des Brittischen Continental-Interesse geblieben ist, so wie es das älteste war.

Außer den Niederlanden fanden die Engländer aber auch bereits damals in den meisten Nordöstlichen Ländern von Europa einen Markt für ihre Wollwaaren; in Preussen, Dänemark, Schweden und Norwegen, und endlich selbst in Rußland. Dieser Handel war geraume Zeit nur durch die Schiffe der Hanse geführt, die bekanntlich auch eine ihrer Handelslogen in London hatte. Allein die Engländer fingen mit Macht an, ihn sich selber zuzueignen, wovon eine Menge Fehden mit der Hanse die Folgen waren; die jedoch mehr Seeräubereyen mit allen sie begleitenden Grausamkeiten blieben, als förmliche Kriege wurden. Wäre aber dieser Städ-

tebund nicht bereits damals so sehr im Sinken gewesen, daß Elisabeth ihn seiner Handelsprivilegien in England berauben konnte, so hätten die Verhältnisse zwischen England und ihm einen viel größern Einfluß auf die Continentalpolitik dieses Landes haben müssen, als sie jetzt behalten konnten.

Dieß sind die Fäden, durch welche England unter den ersten vier Tudors mit dem Continent von Europa politisch zusammenhing. Alles nur zarte und gebrechliche Fäden, und meist zum Nachtheil von England geknüpft. Allein erst der letzten Regentin aus diesem Hause war es aufbehalten, festere und bessere zu knüpfen, und in der Geschichte des Continental-Interesse von England macht ihre Regierung unstreitig eine eigne Periode, und zwar eine der wichtigsten Perioden aus.

Zweyter Zeitraum.

Zeitalter der Elisabeth 1558—1603.

Für die ganze Geschichte des Brittischen Continental-Interesse sind, bis auf das letzte De-

cennium herunter, eigentlich nur zwey Zeiträume allgemein Epoche machend, der der Elisabeth, und der von Wilhelm III. Unter Elisabeth hob sich England, wie groß auch immer die Anmaaßungen ihres eitlen Vaters waren, doch erst zu einem Staat vom ersten Range empor. Unter ihr lernte es seine wahre Macht, und den Wirkungskreis derselben kennen; die alte Chimäre, von Eroberungen auf dem festen Lande, verschwand gänzlich; auch alle die Familienbande, mit denen unter den vorigen Regierungen England mit dem Continent zusammengehangen hatte, wurden und blieben aufgelöset. Allein an ihre Stelle traten Verhältnisse ganz anderer Art, die nicht persönlicher Vortheil, nicht eitle Vergrößerungsprojecte erzeugten. Elisabeth bleibt das große Verdienst, daß sie es war, die ihr Interesse dem Nationalinteresse unterordnete, oder es mit demselben zu vereinigen wußte; statt daß ihre Vorgänger nur ihr persönliches Interesse zu Rath zu ziehn pflegten; und wie schlau, ja wie arglistig sie auch zuweilen verfuhr, so bil-

det dieses doch unstreitig im Ganzen den Character ihrer glänzenden Regierung.

Ihre erste Unternehmung war die **Einführung des Protestantismus** in England; und diese erste Unternehmung bestimmte nicht nur die innern Verhältnisse des Reichs, sondern wurde auch auf lange Zeit hinaus die wahre Grundlage des Brittischen Continental-Interesse.

Veränderung der Religion war schon an sich nicht blos Sache der Regierung, sondern Sache des Volks. Indem Elisabeth hierin den Wünschen einer sehr großen Majorität der Nation nachgab, entstand dadurch ein wahres, ein allgemeines National-Interesse, das aber zugleich das Interesse der Regierung war. Wenn durch dasselbe aber England nun auch in die Politik des festen Landes verflochten wurde, so sieht man leicht, daß auch dieses nothwendig durch viel festere Bande geschehen mußte, als es bisher möglich gewesen war. Erst jetzt konnte und mußte ein **wahres** Continental-Interesse entstehn; wenn man nemlich darunter ein solches verstehn will, welches nicht blos ein persönli=

ches Interesse der Herrscher, sondern zugleich der Nation ist. Mehrere Ursachen machten aber eine solche Verflechtung jetzt durchaus unvermeidlich.

Um die Zeit, als die Glaubensveränderung in England eingeführt ward, war bereits, wie oben in der ersten Abhandlung dieser Sammlung gezeigt worden *), das religiöse Interesse zugleich in einem hohen Grade ein politisches Interesse geworden. Auf den Protestantismus ward in England unmittelbar die Erhaltung der Verfassung gebaut, und die Königin selber konnte es nicht übersehen, daß Fall des Protestantismus auch ihr Fall war. Sie war also genöthigt, Beschützerin desselben zu werden; allein nach den damaligen Verhältnissen konnte sie dieses nicht blos in England bleiben. England war, da Schweden um diese Zeit noch wenig in Betracht kam, die erste Hauptmacht in Europa, die sich für den Protestantismus erklärte; es war also natürlich, daß

*) S. 114.

Elisabeth als Oberhaupt der Protestanten, oder wenigstens als ihre Stütze überhaupt, betrachtet wurde; und sie durfte diese Rolle nicht verleugnen, wenn sie nicht ihrem eignen Vortheil entgegen handeln wollte. Allein da eben um diese Zeit **Spanien** in Philipp II, — dessen Stolz Elisabeth ohnehin durch die Abweisung seiner Hand beleidigt hatte, — den entschlossensten Vertheidiger der alten Lehre zum König hatte, so war die dadurch gegründete Antipathie zwischen diesen beyden Mächten eine unausbleibliche Folge. Aber eben diese Antipathie war es wiederum, die den festen Grundstein zu der Größe von England legte. Das religiöse Interesse war jetzt zugleich das Interesse der Selbstständigkeit, und der politischen Existenz; und indem sich England der ersten Macht der damaligen Zeit entgegen stemmte, mußte es in einem Kampfe, in dem es nur Sieg oder Untergang galt, sich entweder selber zu einer Macht der ersten Größe erheben, oder sich erdrücken lassen.

Daß dieses gespannte Verhältniß mit Spanien 30 Jahre dauern konnte (1558-1588), ehe es zum förmlichen Kriege kam, ohne daß Elisabeth in diesem langen Zeitraum irgend etwas ihrem wahren Interesse vergeben hätte, ist unstreitig im Ganzen betrachtet der glänzendste Beweis ihrer überlegenen Politik. Allein während desselben spannen sich durch zwey gleichzeitige Begebenheiten auf dem festen Lande die Fäden an, durch die England mit demselben politisch zusammenhängen sollte: die **Hugenottenkriege** in Frankreich, und die **Revolution der Niederlande.** Wenn der eine von ihnen durch den Lauf der Zeitumstände noch während der Regierung der Elisabeth wieder abriß, so schien der andere dagegen für immer geknüpft worden zu seyn.

England hatte, als die Unruhen in den Niederlanden ausbrachen, drey Ursachen, sich dieser Insurgenten anzunehmen. Es ist oben bereits gezeigt worden, daß die Niederländischen Provinzen der Hauptmarkt für die Brittischen

Producte waren *); und schon deßhalb konnte England bey ihren Schicksalen nicht gleichgültig seyn. Zweytens: wegen der Verflechtung des Religionsinteresse. Der Kampf, der hier begann, war ein Kampf gegen Religions-Tyranney; wenn der Protestantismus hier siegte, so war ihm auch seine Existenz in Deutschland wie in England gesichert; dagegen blieb sie in beyden Ländern precair, wenn es Spanien gelang, ihn hier zu vernichten. Und dazu kam noch drittens: daß durch die Entreissung der Niederlande der Spanischen Macht eine Wunde geschlagen wurde, an der es sich langsam verbluten mußte; und bey der jetzt entstandenen Ri-

*) Schon bey dem ersten Anfang der Unruhen 1564, als man die Einfuhr der Englischen Tücher verbieten wollte, gab dieß Veranlassung zu Streitigkeiten, die nur provisorisch ausgeglichen wurden. S. Rapin V, S. 131 (der Deutschen Uebers.); wo man auch Nachrichten über den Betrag des damaligen Englisch-Niederländischen Handels findet, der auf 12 Millionen in Gold, (Gold- oder Sonnenthaler?) geschätzt wird, wovon die Ausfuhr der Tücher aus England allein 5 Millionen betrug.

valität England sicher war, seinem Gegner den Rang abzulaufen.

Aus diesen Gründen nahm Elisabeth Antheil an den Niederländischen Unruhen, und diese Theilnahme war nicht blos ihr Vortheil, sondern Vortheil der Nation. Allein sie that es nur, indem sie sie sparsam mit Gelde unterstützte, und es geschehen ließ, daß Engländer als Freywillige bey ihnen dienten. Sie wollte, wie es schien, nicht blos wo möglich einen Krieg mit Spanien vermeiden, sondern schien es auch recht gut zu wissen, daß eine solche sparsame Unterstützung am meisten dazu geeignet ist, Kräfte zu entwickeln, und so den Hauptzweck desto sicherer zu erreichen. Erst 1585 schloß sie einen förmlichen Vertrag mit ihnen, indem sie für das vorgeschossene Geld und die Hülfstruppen, die sie ihnen schickte, sich drey ihrer Seehäfen verpfänden, und ihrem Gesandten einen Platz in dem damaligen Kriegsrath versprechen ließ; aber dagegen die angebotene Oberherrschaft über diese Provinzen ausschlug. Diese, und andere bekannte Vorfälle,

führten nun aber zum förmlichen Bruch mit Spanien; und das Interesse Englands und der Niederlande in Rücksicht dieser Macht wurde nun unzertrennlich verbunden. Die Niederlage der unüberwindlichen Flotte (1588) befreyte England auf einmal von aller Gefahr der Spanischen Uebermacht; und Elisabeth wollte nun selber einen Krieg nicht mehr endigen, der nicht blos die Sicherheit, sondern auch die Größe ihres Reichs gründete.

Wenn man die ganze Verfahrungsart der Elisabeth gegen die Niederlande übersieht, so zeigt es sich deutlich genug, was ihre Absicht dabey war. Daß dieser werdende Freystaat mit solchen Riesenschritten seiner künftigen Größe entgegeneilen, daß er nicht blos Spanien, sondern, indem er den Welthandel sich zueignete, selbst England überflügeln, daß es diesem dereinst alle Anstrengung kosten würde, diesen seinen künftigen Rival daraus zu verdrängen — das Alles fiel ihr gewiß nicht ein; und wie hätte es ihr auch einfallen können? Sie glaubte in ihm einen Staat zu bilden, der nur

unter der Obhut von England bestehn, und eben daher des Brittischen Einflusses in seine Angelegenheiten sich nie würde entledigen können. Sie wollte hier ihren **Principat** gründen, so gut wie sie in Schottland ihn gründete, und in Frankreich ihn gern gegründet hätte. Diese Art der Verbreitung ihrer Macht war so gut ihr Streben, als das von Philipp II; nur daß sie ihr Spiel verdeckter zu spielen, und besser zu rechnen wußte. Wie konnte es aber auch anders seyn, als daß die wechselseitige Rivalität von England und Spanien, die jetzt das Gleichgewicht von Europa bestimmte, ein solches wechselseitiges Streben hervorbrachte? Das Terrain, was der Eine gewann, verlohr nothwendig der Andere; und mußte daher suchen, nicht nur das seinige zu behaupten, sondern auch neues zu gewinnen.

Die **Wendung**, welche die Angelegenheiten der Niederlande unter ihrer Regierung nahmen, mußte aber noch mehr dazu beytragen, die Bande zwischen ihnen und England zu befestigen. Zwar kehrten die Belgischen Provin-

zen während des Kriegs wieder unter die Spanische Herrschaft zurück: und nur die Batavischen behaupteten dagegen ihre Unabhängigkeit; allein auch schon während des Kriegs hatte sich die Industrie und der Handel aus jenen, die der beständige Schauplatz des Kampfes waren, in diese gezogen, die unendlich weniger litten; und da in diesen letztern der Protestantismus entschieden triumphirte, so wurden sie also neben dem mercantilischen zugleich durch das religiöse Interesse an England gekettet, und der gemeinschaftliche Kampf mit Spanien blieb das Losungswort beyder Völker.

Die Verhältnisse der Elisabeth mit **Frankreich** waren um vieles verwickelter, als die mit den Niederländern; und sie selber konnte schwerlich voraus wissen, wie weit sie führen würden. Die **langen** Hofnungen, mit denen sie Franz von Alençon — den muthmaßlichen Reichserben — zu einer Vermählung hinhielt, die, wieviel man auch in ihrer Geschichte die Weiblichkeit mit in Anschlag bringen muß, doch sicherlich niemals ernstlich in ihrem Plane liegen

konnte, waren der Schleyer, unter dem sie ihre wahren Absichten verbarg. Die Religionskriege hatten seit dem Jahr 1562 hier noch nicht lange angefangen, als sie durch Intercession, durch Geld und Freywillige, die Hugenotten auch schon zu unterstützen anfing; und, ohne mit Frankreich zu brechen, damit fortfuhr. Es möchte schwer seyn, ein Gegenstück zu dem feinen politischen Spiele zu finden, das sie hier spielte; das selbst das in den Niederlanden noch übertraf. Wer konnte auch wissen, wie diese Kriege endigen würden? Indeß war doch auch hier die Rivalität mit Spanien die Hauptursache ihrer Theilnahme. Als Philipp II die Ligue unterstützte, um durch sie seine Absichten zu erreichen, arbeitete sie ihm entgegen als die Verbündete von Heinrich von Navarra; und führte, als er zum ruhigen Besitze des Throns gelangt war, noch in Gemeinschaft mit ihm den Krieg mit Spanien, den für Frankreich der Friede von Vervins (1598) endigte. Allein die Beruhigung der Hugenotten durch das Edict von Nantes, und der Tod von Philipp II,

die beyde noch in eben diesem Jahre erfolgten, mußten von selber diesem Interesse ein Ende machen, das seiner Natur nach nur vorübergehend war.

Auf diesen Hauptstützen ruhte das Continental-Interesse von England während ihrer Regierung; allein die große und vielseitige Entwickelung der Kräfte der Nation während derselben gewann darauf auch einen Einfluß, der um so weniger unbemerkt bleiben darf, je dauernder er war.

Das Zeitalter der Elisabeth war dasjenige, wo die Nation ihre Bestimmung und ihren Wirkungskreis eigentlich erst kennen lernte; indem sie den Grund zu dem Gebäude ihres Welthandels und ihrer Schiffarth legte, das freylich erst späterhin vollendet worden ist. Die Rivalität mit Spanien führte größtentheils auch dieses herbey, und da die Besitzungen dieser Nation sich über die entlegensten Welttheile verbreiteten, wagten es auch die Britten, sie auf den entferntesten Meeren aufzusuchen und zu bekämpfen. Auf diese Weise wurden zu so man-

chen, nachmals erst blühend gewordenen, Zweigen des Brittischen Handels der Keim gelegt; indem die Engländer allenthalben darnach strebten, sich selber die Schiffarth ihres Landes zuzueignen, die bisher meist durch andere war geführt worden. So entstand, indem sie den Weg über N. O. nach Ostindien suchten, über das nachmalige Archangel ihr Handel nach Moscau, und selbst bis nach Persien. So ihre Theilnahme an den so unermeßlich wichtig gewordenen Fischereyen von Neufundland. So wurden in dieser Zeit die ersten Versuche mit dem Africanischen Sclavenhandel gemacht. So wurden der Hanse ihre Privilegien in England genommen, und Brittische Adventuriers bemächtigten sich des Handels nach dem festen Lande. So wurden die ersten, wenn auch noch mißlungenen, Versuche zu der Colonisation von N. America gemacht. So richtete England bereits seine Augen auf den Ostindischen Handel um Africa herum, und noch gegen das Ende dieser Regierung (1600) ward die ältere Ostindische Compagnie gestiftet, obgleich man noch keine erhebliche Be-

sitzungen in Ostindien hatte; so wurden ferne Länder entdeckt; und der Britte Drake umsegelte bereits glücklich die Erde.

Zwar waren die meisten dieser neuen Handelszweige damals noch zu unbeträchtlich, als daß sie als eben so viele Banden des politischen Interesse betrachtet werden könnten. Man führte noch keine eigentliche Handelskriege; allein man fing doch an, im Ganzen genommen, die Wichtigkeit des Handels-Interesse einzusehen. Es kam noch hinzu, daß in gleichem Maaße mit dem Handel und der Schiffarth auch die Seemacht von England wuchs. Eine Seemacht, im jetzigen Sinne des Worts, war England eigentlich bisher noch gar nicht gewesen. Erst unter Heinrich VIII wurde ein schwacher Grund zu der **königlichen Marine** gelegt, die nachmals die Stärke von England ausmachen sollte. Die Rivalität mit Spanien vermehrte das Bedürfniß derselben; sie wuchs also unter der Elisabeth; allein es bedurfte erst eines solchen großen Experiments, als das gegen die unüberwindliche Flotte, um ihre ganze

Wichtigkeit für England kennen zu lernen. Erst seit diesem Zeitpunct wurzelte die Ueberzeugung, daß die Sicherheit und Unabhängigkeit Britanniens von diesen hölzernen Mauern abhänge; erst seit dieser Zeit lebte plötzlich das volle Gefühl der Kraft auf, und der Defensiv-Krieg gegen Spanien ward in einen kühnen Offensiv-Krieg verwandelt; erst seit dieser Zeit endlich entstand jene Idee von der Herrschaft der Meere, die, von den Spanischen Flotten gesäubert, nur einen neuen Beherrscher zu erwarten schienen.

Das Resultat von diesem Allem ist also, daß 1) das religiöse Interesse unter der Regierung der Elisabeth zugleich das Interesse der Selbstständigkeit und das Band des Continental-Interesse wurde; und daß 2) auch bereits damals der Grund zu jenem Handels-Interesse gelegt wurde, dessen volle Kraft freylich sich erst in einem spätern Zeitraume entwickeln sollte.

Dritter Zeitraum.

Periode der Stuarts 1603—1689.

Um die Zeit, als die Stuarts zum Englischen Thron gelangten, war, wie aus dem bisherigen erhellt, das Religions-Interesse die Angel, um welche die ganze innere sowohl als auswärtige Politik von England — so wie damals von Europa überhaupt — sich drehte. Auf den Protestantismus hatte Elisabeth ihren Thron und ihre Größe gegründet; und es konnte keine festere Basis dafür geben, weil sie durch ihn ihr Interesse mit dem der Nation verband. Ihrem Nachfolger schien also der Weg vorgezeichnet, den er zu betreten hatte; er fand es für gut, einen andern zu betreten, und bereitete dadurch seinem Hause den Untergang vor.

Das Haus der Stuarts ist wohl das einzige in der Geschichte, das nicht sowohl durch practische als durch **theoretische** Grundsätze seinen Fall herbeyführte. Diese Grundsätze standen aber, wie mit dem Interesse von England überhaupt, so mit dem damaligen Continental-Interesse, in geradem Widerspruche. Wenn durch

die Vertheidigung des Protestantismus Elisabeth den Principat des protestantischen Europa's errungen hatte, so war es klar, daß dieser nur dadurch behauptet werden konnte, daß ihr Nachfolger mit gleicher Festigkeit dieselbe Rolle übernahm. Allein die wunderbare Verschmelzung der politischen und religiösen Lieblingsideen von Jacob I, welche die erblichen und schlechterdings unausrottbaren Ideen seines Hauses blieben, machte ihn dazu untüchtig. Die Theorie von der hohen Würde und Unumschränktheit der königlichen Macht bestimmte seinen religiösen Glauben; und Jugendgefühle, durch die Schicksale seiner Mutter geweckt, wirkten darauf ein. Er haßte die Puritaner von ganzem Herzen, weil er sie kaum anders als Rebellen betrachtete. Er bekannte sich zu der bischöflichen Kirche, weil er als König von England es mußte; allein schon seine erste Rede an das Parlament *) sagt

*) Diese Rede, so wie die übrigen von dem König selber verfertigt, ist ein interessantes Actenstück in der Englischen Geschichte. Sie enthält die Keime zu der ganzen Saat

sagt es so klar und so unverhohlen, daß eigentlich der Catholicismus, — nur mit Hinweglassung der ihm abscheulichen Lehre von der päbstlichen Herrschaft, weil diese die königliche Macht beschränkte, — die Religion seines Herzens sey, daß er dadurch das Zutrauen der Nation auf einmal und auf immer verlieren mußte.

Eine unmittelbare Zurückwirkung dieser Grundsätze auf die Continentalpolitik war unvermeidlich; und zeigte sich bereits in den ersten Jahren der Regierung von Jacob I auf eine doppelte Weise; bey dem Frieden mit Spanien, und bey den Unterhandlungen der Niederländer mit dieser Macht. Bereits 1604 endigte Jacob I den Krieg mit Spanien, den Elisabeth nicht hatte endigen wollen, durch einen Frieden mit Philipp III, in dem England gar keine Vortheile gewann, und die Niederländer ihrem Schicksale überlassen wurden. In wie fern die

Saat von Unglück, die nachmals für die Stuarts reifte. Man möchte sagen, der böse Genius dieses Hauses, der es wie verblendet von einem Fehltritt zum andern trieb, habe sie dem Könige inspirirt.

Bedingungen dieses Friedens an und für sich mehr oder weniger vortheilhaft waren, entschied hier wenig; allein mit demselben erstarb auch auf einmal jene Rivalität mit Spanien, welche unter Elisabeth die Seele der Brittischen Politik gewesen war. Durch sie und auf sie war die Größe dieses Reichs gegründet; durch sie hatte sich seine Seemacht entwickelt; auf ihr gründete sich das Zutrauen der auswärtigen protestantischen Staaten, und der Principat, den England hier behauptet hatte. Es ist also klar, daß durch die Veränderung dieses Verhältnisses das ganze Continental-Verhältniß von England verändert, und das festeste, und unter den damaligen Umständen natürlichste, Band desselben aufgelöset wurde.

Die zweyte Gelegenheit, bey der das veränderte System der Englischen Politik sich zeigte, war die Unterhandlung, in welche die vereinigten Niederländer wegen der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit schon seit dem Jahre 1607 mit Spanien traten. Wie wichtig mußte dieser Zeitpunct für England seyn, das jenen

Kampf so lange Zeit mitgekämpft hatte! Mit welcher Thätigkeit würde Elisabeth ihn genutzt haben, um sich das Verdienst der Unterhandlung zuzueignen, und die neue Republik wo möglich mit losen, und doch starken, Banden an sich anzuschließen! Allein Ideen dieser Art paßten nicht in einen Kopf, wie der von Jacob war. Nach seinem System waren die Niederländer doch eigentlich nichts weiter als Rebellen gegen ihren König; und so gerieth er bey der Unterhandlung auf eine so wunderbare Weise in Widerspruch mit sich selber, daß Niemand recht wissen konnte, was er wollte, weil er es selber nicht wußte. Die Folge war, daß sich am Ende Niemand um ihn bekümmerte; und Heinrich IV den Einfluß erhielt, den Elisabeth sich zugeeignet haben würde.

Diese Apathie und Indolenz, die Jacob I unter dem Nahmen der Liebe zum Frieden verbarg, würde die Verhältnisse Englands mit dem festen Lande völlig aufgelöset haben, wenn sie nicht wieder durch Familiensachen angeknüpft

wären. Die Sorge, seinen Prinzen standesmäßig zu verheyrathen, — und dieses hieß nach seinen Grundsätzen mit keiner als einer Königstochter, — verflocht ihn in eine Unterhandlung, die die gänzliche Verkehrtheit dieses sonderbaren Kopfes wohl mehr als irgend etwas characterisirt. Eine Spanische Princessin sollte die Gemahlin seines Sohns und Erben werden; also eine Catholikin, eine Abkömmlingin aus dem Hause, von der Nation, die durch entgegengesetztes politisches und religiöses Interesse die Erbfeindin von England war. So trug Jacob I kein Bedenken, das Interesse seines Sohns, seines Volks und sein eignes, auf das Spiel zu setzen, so bald es der Befriedigung eines seiner Einfälle galt, der mit seinen Vorurtheilen in Verbindung stand. Es ist hier nicht der Ort, das Detail dieser wunderbaren Unterhandlung zu erzählen, die dem Spanischen Hofe 7 Jahre (1617-1624) lang den Vortheil gewährte, den schwachen König am Stricke zu führen, und die, als sie endlich dennoch scheiterte, die Veranlassung zu einem Kriege gab,

durch den der unglückliche Carl I den ersten Schritt zu seinem Verderben that.

Gerade während dieser Unterhandlungen aber hatte die Verheyrathung der einzigen Tochter von Jacob I, Elisabeth, eine andere Reihe von Continental-Verhältnissen herbeygeführt, die auf jene Verhandlungen keinen geringen Einfluß hatten. Bereits 1612 war sie an Churfürst Fridrich V von der Pfalz verheyrathet, der 1618 die Böhmische Krone annahm, und nicht nur sie, sondern auch seine Erbländer durch die Schlacht bey Prag und ihre Folgen verlohr. Hätte Jacob I damals einen bedeutenden Antheil an dem Deutschen Kriege genommen, so würde ihm Niemand haben den Vorwurf machen können, daß er mit dem Interesse seiner Tochter das des Reichs verwechselt hätte. Es galt hier nicht blos dem erstern, sondern auch dem letztern; es galt dem Interesse des Protestantismus, und zwar um so viel mehr, da seit 1621 auch der Krieg zwischen Spanien und den Niederländern wieder erneuert ward. Allein Jacob I stand auch hier wieder mit sich selber

im Widerspruch. Er billigte die Unternehmung seines Schwiegersohns nicht, weil er die Böhmen als Rebellen betrachtete, und doch hätte er seiner Tochter gern eine Königskrone gegönnt. Allein bey der genauen Verbindung Spaniens mit Oesterreich schien es ihm noch bedenklicher, etwas zu thun; denn wenn er sich dazu entschließen wollte, so brauchte man in Spanien nur mit der Abbrechung der Heyrathsunterhandlung seines Sohns zu drohen, um ihn wieder unentschlossen zu machen. Daher also jene traurige Rolle, die er in diesem wichtigen Zeitpunct spielte. Eine Hülfe, die nichts helfen konnte, war Alles, was sein Schwiegersohn von ihm erhielt.

Wenn Jacob I das Continental-Verhältniß von England auf diese Weise verrieth, so rächte sich diese Vernachlässigung aber auch auffallend! Eben die Macht, die unter seiner Vorgängerin das Eine Hauptgewicht in die Wagschale von Europa warf, sank jetzt zu einer Unbedeutenheit herab, die sie fast zum Gespötte von Europa machte. Die bisherige Untersu-

chung hat gelehrt, daß die damaligen Continental-Verhältnisse von England nur noch sehr einfach in Vergleich mit denen der spätern Zeit waren; und dennoch giebt schon die Regierungsgeschichte von Jacob I das klare Resultat, daß Vernachlässigung des Continental-Interesse für England auch der Anfang zum Sinken ist.

Die Regierung seines unglücklichen Sohns begann zwar mit einem doppelten Krieg, mit Spanien und mit Frankreich. Allein der erste ward nur durch das vernichtete Heyrathsproject erregt, und hatte seinen Grund also nur in Familiensachen; der andere sollte zwar der Vertheidigung der Hugenotten in Frankreich, als Richelieu sie entwafnete, und also der Religion gelten, allein persönlicher Haß der Minister war auch hier die eigentliche Ursache, und beyde wurden so schwach und planlos geführt, daß sie nur dazu dienten, Carl I in Streitigkeiten mit seinem Parlament zu verwickeln.

Wenn Carl I an den Deutschen Angelegenheiten und denen des Pfälzischen Hauses noch einigen Antheil nahm, so war auch dieser nicht

nur so schwach und unwirksam, daß nichts dadurch ausgerichtet ward, sondern man sah auch aus der ganzen Art, wie er dabey verfuhr, daß es nicht sowohl Religions- und National- als Familien-Interesse war, welches ihn dazu bewog. Das wahre Continental-Interesse von England ward also immer dabey aus den Augen gesetzt; und als sich vollends die großen Stürme in dem Innern desselben erhoben, blieb Carl I keine Zeit übrig, sich um auswärtige Angelegenheiten zu bekümmern; und England, sich selber überlassen, blieb so gut als völlig isolirt in dem Europäischen Staatensystem, bis **Cromwell** seit 1649 sich des Staatsruders bemächtigt hatte.

Die Regierung dieses kühnen Usurpateurs zeichnet sich nicht blos durch eine lebhaftere vorübergehende Theilnahme an dem Continental-Interesse aus, sondern ist für dasselbe nicht ohne dauernde Folgen geblieben. Die Stürme der Revolution hatten in England Kräfte aufgeregt, die man vormals nicht gekannt hatte; fast jeder hatte die Waffen getragen, der dazu

fähig war; und der Geist der Factionen hatte moralische Triebfedern geschaffen, die nur in solchen Zeitaltern wirken können. Dazu kam der sehr wichtige Umstand, daß ungeachtet der unruhigen Zeiten doch von Carl I, so wie auch von seinem Vater, die Seemacht keinesweges vernachlässigt war. Die für dieselbe bestimmten Summen waren von Carl mit großer Gewissenhaftigkeit verwandt worden; und so stand zu Wasser wie zu Lande die jetzige Republik England viel mächtiger dar, als vormals die Monarchie.

Das eigne Interesse des Protectors erforderte es ohne Zweifel, um den vielen Gährungsstoff im Innern ableiten zu können, und auch um seiner Herrschaft Glanz zu geben, an den auswärtigen Angelegenheiten lebhaften Antheil zu nehmen; allein außerdem hatte sich in den vormaligen Zeiten ein neues Interesse angefangen zu bilden, das mit dem Fortgange der Zeit noch immer zunehmen, und auf die Verhältnisse mit den Mächten des festen Landes ei=

nen immer größern Einfluß gewinnen sollte, das Colonial-Interesse.

Nach Ostindien trieben die Engländer zwar schon lange Schiffarth und Handel; allein sie hatten dorten noch keine Besitzungen, sondern nur einzelne Factoreyen. Auch diese gaben schon Veranlassung zu Streitigkeiten mit Holländern und Spaniern; deren Eifersucht keinen Fremden dorten leiden wollte *). Die ersten eigentlichen **Colonieen** der Engländer wurden aber an den Küsten von **N. America** und in **Westindien** angelegt. Die politischen und religiösen Unruhen trugen dazu am meisten bey. Schaaren von Mißvergnügten wanderten hinüber, und suchten jenseit des Oceans eine Freyheit oder Sicherheit, die sie zu Hause nicht fanden, oder nicht zu finden glaubten. So entstanden in jener Zeit die zahlreichsten Niederlassungen in mehreren der jetzigen vereinigten

*) Besonders im Jahr 1623 auf Amboina, wo die Holländer die dortigen Engländer unter dem Vorwande einer Verschwörung grausam ermordeten, und ihnen auch die kleine Insel Poleroon entrissen.

Provinzen; und in Westindien seit 1623 und 1624 auf **Barbados**, **St. Christoph**, und einigen andern der kleinen Antillen, die die Spanier nicht der Mühe werth gehalten hatten, zu besetzen.

Diese auswärtigen Besitzungen blieben stets in einer gewissen Abhängigkeit von dem Mutterlande, wie verschieden auch dieses Verhältniß modificirt war. Der Mutterstaat mußte sie also schützen; und da dieses besonders gegen die Mächte des festen Landes geschehen mußte, so wurde sehr natürlich dadurch dieß Colonial-Interesse eine der Haupttriebfedern der Continental-Politik. Diese Verflechtung ward aber besonders damals zuerst durch die ungereimten Ansprüche der Spanier herbeygeführt, die, als die ersten Entdecker der neuen Welt, sich auch das volle Eigenthum derselben, und nicht weniger die ausschließende Schiffarth in den dortigen Meeren, anmaaßten. Diese Ansprüche wurden selbst in den Perioden des Friedens nicht aufgegeben; und wenn auch seit dem Vertrage von 1604 diese Niederlassungen etwas mehr

Ruhe erhielten, und auch deßhalb besser gediehen, so erlaubten sich die Spanier doch bey mehreren Gelegenheiten Gewaltthätigkeiten und Barbareyen, die genug bewiesen, daß sie ihre Ansprüche nicht aufgeben wollten; und wenigstens Eines der Motive waren, die Cromwell bestimmten, sie zu züchtigen, als er 1655 den Krieg gegen sie erklärte.

Das ganze System, welches sich der Protector in Rücksicht auf die Continental-Politik gebildet hatte, war ein sehr umfassendes und zusammengesetztes System, und ist deßwegen nicht leicht zu übersehen *). Seine ganze Regentschaft beweiset, was für eine große Wichtigkeit er darauf setzte; allein so wenig es zu leugnen ist, daß Leidenschaft und persönliche Bedürfnisse Einfluß darauf hatten, so wenig ist es doch zu verkennen, daß das Ganze auf dem

*) Hume hat diesen Theil der Geschichte Cromwell's am schwächsten bearbeitet. Man vermißt die Darstellung aller Hauptideen, die in Cromwell's Politik doch so klar vor Augen liegen.

unstreitig richtigen Grundsatz gebaut war: "es „zum Mittel der Vergrößerung des Handels und „der Schiffarth von England zu machen." Folgen davon waren die beyden auswärtigen Kriege, die er führte: der mit den Holländern (1652-1654) und der mit den Spaniern (1655-1657).

Was auch für Ursachen auf den Krieg gegen die erstern mit einwirkten, so war es doch ein **Handelskrieg**; der erste dieser Art, den England geführt hat. Die Verhältnisse in **Westindien**, wo die Holländer sich fast gänzlich den Handel der Brittischen Inseln, besonders der wichtigsten derselben, Barbados, zugeeignet hatten, gaben die Veranlassung zu jener berühmten **Schiffarthsacte**, die nicht nur den Verkehr mit den Colonieen ausschließend dem Mutterlande sicherte, sondern auch die Producte der Europäischen Länder in keinen fremden Schiffen, als die diesen Ländern selber angehörten, in England einzuführen erlaubte, und dadurch der unermeßlichen Frachtschiffarth der Holländer einen Hauptstreich versetzte. Diese Acte war

daher nicht viel weniger als eine Kriegserklärung. Die Verhältnisse der beyden Staaten hatten sich aber überhaupt gewaltig geändert; in der That fehlte den Holländern damals wenig mehr zum Monopol des großen Welthandels; und wenn England daran Theil nehmen sollte, so mußte wohl ein solcher Kampf bestanden werden, als Cromwell ihn bestand. Der Streit über das Recht der Flagge, so unerheblich er auch scheint, bezeichnet dennoch die Rivalität dieser beyden Nationen auf eine merkwürdige Weise; daß aber durch die Behauptung der Schiffarthsacte ein Hauptgrundstein zu der Seegröße von England gelegt wurde, bedarf keines Beweises.

Der Krieg mit Spanien, mit Hülfe Frankreichs, hat für die Brittische Continental-Politik eine doppelte Folge gehabt. Erstlich wurde durch die Eroberung von Jamaica (1655) das Colonial-Interesse von Westindien auf immer fixirt. Bis dahin hatte England nur einige der dortigen kleinen Caraibischen Inseln inne, und wurde dort mehr tolerirt, als daß es sich

behauptete. Cromwell's Plan war, den Spaniern ihre Hauptbesitzung Domingo zu entreissen, und die Engländer dadurch zu Herren in Westindien zu machen. Dieß mißglückte; allein die Eroberung der Insel Jamaica, die, wie unbedeutend sie auch damals noch war, doch binnen wenigen Jahren eine blühende Englische Colonie wurde, gab dafür Ersatz; und Westindien mußte seitdem, da der Verbrauch der Colonialwaaren fortdauernd wuchs, eine Wichtigkeit für England erhalten, die es bisher nicht gehabt hatte, und welche auf die Verhältnisse mit den andern, dort angesiedelten, oder sich ansiedelnden, Völkern einen großen Einfluß behalten mußte.

Eine zweyte Folge dieses Krieges war die Erneuerung des Plans, Besitzungen auf dem festen Lande zu haben. Der Plan des Protectors ging dahin, sich der Seeplätze, und vielleicht der ganzen Küsten der Spanischen Niederlande zu bemächtigen; und deßhalb mußte Frankreich im voraus sich anheischig machen, die zu erobernden Plätze daselbst, Dünkirchen,

Mardyk und Gravelines, England zu überlassen; und die beyden ersten kamen wirklich auf diese Weise in die Hände der Engländer. Allein seine Absichten gingen noch weiter. Er wollte auch der Haupthäfen an der Nordsee und Ostsee sich bemächtigen; und die Verbindung, in welcher er 1657 mit Schweden trat, sollte ihm den Weg dazu bahnen *). Es war der Zeitpunct, wo Carl X, der kriegerische Nachfolger von Christina, damit umging, durch die Eroberung von Polen und Dänemark eine große Monarchie im Norden zu errichten. Der Protector versprach ihm Unterstützung; und richtete dafür seine Augen auf den Besitz von Bremen, von Helsingoer und Danzig. Allein es hätte ein längeres Leben dazu gehört, so weitaus-

*) Nach *Hume* XI, p. 271 schloß er das Bündniß mit Schweden blos aus Eifer für den Protestantismus. Gleichwohl behielt er sich laut Art. XVII des Vertrags die Disposition über alle den Dänen entrissenen festen Plätze vor, welches doch wohl nicht blos aus Eifer für den Protestantismus geschah.

aussehende Pläne zu realisiren, als Cromwell zu Theil ward; der Besitz von Jamaica und die Schiffarthsacte blieben (da Dünkirchen schon 1662 an Frankreich verkauft ward) die bleibenden Denkmähler seines Protectorats.

Wie umfassend also auch seine Continental-Politik war, so kamen doch nur einzelne seiner Ideen zur Ausführung. Allein als durch die **Restauration** (1660) die Stuarts wieder zum Thron gelangten, kehrten auch mit ihnen die alten Vorurtheile ihres Hauses zurück, die unter den damaligen Verhältnissen für England noch gefährlicher werden mußten, als in der Periode von Jacob I und seinem Sohn. Es war der Zeitraum, wo Ludwig XIV seine Macht so schnell und so furchtbar hob, daß die Ruhe und die Unabhängigkeit aller seiner Nachbaren dadurch gestört wurde. Um seine Entwürfe ausführen zu können, bedurfte er des Einverständnisses mit England; und wenn gleich bey seinem ersten Versuche England an der Verbindung Theil nahm, die den Aachner Frieden (1668) herbeyführte, oder doch herbeyzuführen

schien, so ist es doch aus der Geschichte allgemein bekannt, wie Carl II und seine feilen Minister darum doch bald wieder so tief in das Interesse von Frankreich verflochten wurden, daß sie selbst an dem Vernichtungskriege gegen die Republik der Niederlande Antheil nahmen, wie sehr die Unterjochung derselben unter Frankreich auch dem Brittischen Interesse entgegen seyn mußte. Die Hofnung, durch Hülfe Frankreichs nach dem Umsturze der Verfassung und der Religion zur unumschränkten Gewalt zu gelangen, war der Talisman, durch den Ludwig XIV diesen pflichtvergessenen Fürsten mit in sein Interesse zog *), und ihn, so wie seinen Bruder und Nachfolger, darin erhielt. Es wäre also auch vergeblich, unter solchen Regenten, die nur ihre Leidenschaften und Vorurtheile zur Richtschnur nahmen, nach festen politischen Grundsätzen eines Continental-Interesse zu fragen: es

*) Den evidenten Beweis davon geben die Bedingungen des geheimen Vertrags mit Frankreich 1670, die Hume bekannt gemacht hat. Vol. XI, p. 215. Not. der Baseler Ausgabe.

bedurfte erst einer Revolution, um dieses aufs neue zu gründen.

Vierter Zeitraum.

Wilhelm III und Anna 1689—1714.

Wir kommen auf dasjenige Zeitalter, welches für die Geschichte der neuern Continental-Verhältnisse von England unstreitig das wichtigste ist, das Zeitalter von **Wilhelm** III. Das Verdienst, den Grund zu dem, bis auf unsre Zeiten dauernden, Continental-Interesse gelegt zu haben, gebührt ohne Zweifel **ihm**! In dem Zeitalter der Elisabeth war es, wie oben gezeigt, der Protestantismus, der die Verhältnisse Englands zu den Mächten des festen Landes bestimmte. Allerdings wirkte diese religiöse Triebfeder in diesem Reich auch länger und stärker, als fast in keinem andern der Europäischen Staaten, so daß sie ihre Kraft auch selbst noch unter der Regierung von Wilhelm III mächtig äußerte; allein eben weil sie damals, wie in der ersten Abhandlung dieser Sammlung gezeigt

ist, bereits in dem übrigen Europa anfing zu erschlaffen, mußte dieses auch nothwendig bald der Fall mit England werden. Die Local- und Familienverhältnisse des regierenden Hauses konnten ihr hier nur auf etwas längere Zeit, wie anderswo, jene Kraft noch erhalten. Eine andere starke Triebfeder mußte also jetzt an ihre Stelle treten, wofern die Theilnahme an den Angelegenheiten des festen Landes einen höhern Grund, als etwa blos die persönlichen Verhältnisse und Neigungen der Regenten, haben sollten. Diese neue Triebfeder, von jetzt an bis auf den heutigen Tag die eigentliche Seele der Brittischen Politik, war die jetzt auf immer gegründete **Rivalität mit Frankreich**. Sehr selten ist England seitdem in politische Verbindungen mit dem festen Lande getreten, die nicht unmittelbar oder mittelbar aus dieser Quelle geflossen wären. Ja! diese Rivalität ist eines der ersten Triebräder der Politik des Europäischen Staatensystems überhaupt geworden; und je einseitiger dieser Gegenstand oft beurtheilt wird, um desto mehr verdient er es, daß man

im voraus den wahren Gesichtspunct faßt, aus dem er betrachtet werden muß.

Die Rivalität dieser beyden mächtigen Nationen war unleugbar die Ursache theils der Entstehung, theils der Erweiterung und auch der Verlängerung, mehrerer der großen Kriege, welche nicht blos Europa, sondern nicht weniger die entferntesten Welttheile wiederholt verwüstet haben. Es ist, von dieser Seite sie angesehen, also auch unstreitig eine sehr verzeihliche Meinung, wenn man sie als eine Hauptquelle des vielfachen Unglücks betrachtet, das in diesem Zeitraum die Menschheit getroffen hat; aber es ist gewiß eine falsche Meinung, wenn man diese unleugbaren Uebel als die Vortheile überwiegend ansieht, welche eben daher entstanden sind. Ein freyerer Blick in die Weltgeschichte im Großen führt uns vielmehr hier zu ganz andern Resultaten!

Was ist **Rivalität von Nationen** überhaupt anders, als der Sporn, und zwar der stärkste Sporn, der sie antreibt, ihre Kräfte zu entwickeln? Was also anders, als die

Haupttriebfeder zur Erreichung derjenigen Cultur, deren sie nach ihren Anlagen und Verhältnissen fähig sind? Der Gang der Entwickelung ganzer Nationen ist hier derselbe, wie der von einzelnen Individuen; und wie könnte er auch ein anderer seyn, da sie ja aus solchen zusammengesetzt sind? So wie bey diesen Nacheiferung den Jüngling zum Mann bildet, so auch bey jenen: und vielleicht möchte man in der ganzen Geschichte vergeblich sich nach einem Beyspiele umsehen, daß ohne Rivalität eine Nation zu etwas Großem gediehen wäre. Nie wären die Griechen das erste Volk ihrer Zeit geworden, ohne die Siege über die Perser! Nie hätte Rom sich zur Weltherrschaft aufgeschwungen, ohne den Kampf mit Carthago; und Carthago hätte keinen Hamilcar und Hannibal gesehen, wenn es nicht die Nebenbuhlerin von Rom geworden wäre. Ja selbst das weltherrschende Rom, das endlich fast ohne Rivalen da zu stehen schien, würde schwerlich das erste Jvhrhundert unsrer Zeitrechnung überlebt haben, wenn nicht der Kampf gegen die Ger-

manischen Nationen, denen es späterhin unterlag, es damals aufrecht erhalten hätte. Und bietet die Geschichte des neuern Europa's nicht eben so viele Beweise dar? Haben nicht seit dem 16ten Jahrhundert Spanien, Frankreich, die Niederlande durch ihre wechselseitige Rivalität sich gehoben? Ward die Eifersucht der catholischen und protestantischen Parthie nicht das Lebensprincip des Deutschen Staatskörpers? Hätte Peter der Große, hätte Friedrich der Zweyte zu jenem Gipfel der Größe sich aufgeschwungen, wenn jener keine Schweden, und dieser keine Oestreicher zu bekämpfen gehabt hätte? — Und doch hat schwerlich in Einem dieser Fälle National-Eifersucht so viel gewirkt, als in dem Wettstreit zwischen Frankreich und England. Durch ihn entwickelten sich die edelsten Anlagen beyder Nationen; durch ihn ward jener Sinn für Freyheit und Selbstständigkeit, auf Patriotismus gegründet, ward das erhabenste Gefühl des Menschen lebendig erhalten. Durch ihn reifte nicht blos die Bildung dieser Völker, sondern ward auch die Europäische Cul-

tur in den Boden entfernter Welttheile verpflanzt; und das, was in den Augen des kurzsichtigen Sterblichen oft nur als die Quelle von Unglück und Elend erschien, ward in den Händen der Vorsehung das Mittel, dessen sie sich zum Wachsthum und zur Verbreitung der Vervollkommnung unsers Geschlechts bediente.

Und so verschwindet, von diesem Standpunct aus betrachtet, auch von selber jene Partheylichkeit, die allerdings, so bald man ihn niedriger wählt, unvermeidlich ist. Wer sich nur in den Gesichtspunct der einen oder der andern Nation stellt, wird nie so urtheilen können, daß er nicht von der einen Seite der Partheylichkeit beschuldigt würde; wer diesen höhern Standpunct wählt, entgeht leicht diesem Vorwurfe. Er hat nicht nöthig, gemachte Fehltritte zu leugnen, begangne Ungerechtigkeiten zu beschönigen. Er gesteht es gerne, daß jene Eifersucht die Quelle manches Uebels wurde; allein er sieht auch hier nur die Bestätigung des allgemeinen Gesetzes, daß von so beschränkten Wesen, als wir es sind, das Gro-

ße und Vortrefliche nicht rein und unvermischt erreicht werden kann, weil sie des Sporns der Leidenschaften bedürfen, um mit der vollen Kraft zu wirken, mit der die Natur sie ausgerüstet hat.

Als **Wilhelm** III durch die Revolution zum Brittischen Thron gelangte, war die Rivalität der **Nationen** schon vorhanden, wenn auch keine Rivalität der **Regierungen** Statt gefunden hatte; und selbst der Zwist zwischen der Regierung und der Nation giebt den Beweis davon. Das Religionsinteresse behielt noch in England seine volle Stärke, weil es nach der Ueberzeugung der Nation mit dem der Freyheit und Selbstständigkeit unauflöslich zusammenhing. Allein es kamen hier durch den Geist der Regierung von Ludwig XIV noch ganz andere Ursachen hinzu, jene Rivalität zu verstärken. Seine Eroberungskriege hatten die Aufmerksamkeit der Engländer um so mehr erregen müssen, da sie vorzüglich gegen die Niederlande, die Spanischen wie die vereinigten, gerichtet gewesen waren. Die Eroberung von jenen muß-

te von selbst die Abhängigkeit der letztern nach sich ziehen; und wir kennen bereits aus dem vorhergehenden die Bande, durch welche diese mit England zusammenhingen, die selbst die Kriege von Cromwell und Carl II nur vorübergehend hatten auflösen können. Frankreich wurde aber für England ein so viel gefährlicherer Nachbar, da es sich jetzt förmlich in die Reihe der ersten **Seemächte** stellte; und mehr als Alles dieß mußte das **Handels-** und **Colonialsystem**, das **Colbert** schuf, die Rivalität der beyden Nationen entflammen. Unter der Regierung der beyden letzten Stuarts hatte der Handel der Engländer mit ihren Colonieen gleich große Fortschritte gemacht *); man empfand die ganze Wichtigkeit davon; und eine so mächtige benachbarte Nation, die es ihnen darin gleich, oder selbst zuvorzuthun strebte, konnte unmöglich von ihnen mit gleichgültigen Augen ange-

*) Im Frieden von Breda 1667 erhielten sie die Provinz Neuyork; und 1680 stiftete Wilh. Penn seine Niederlassung in Pensylvanien.

sehen werden. Das Französische Colonialsystem erhielt aber jetzt einen gleichen, ja fast noch größern Umfang, als das Brittische. Jene unglückliche Verflechtung der Colonieen beyder Nationen nach ihrer geographischen Lage *), die so viel Blut gekostet hat, und vielleicht noch mehr kosten wird, war die Folge davon; in Westindien, in Ostindien, in Nordamerica wurden die Franzosen jetzt Nachbarn der Engländer. Das wechselseitige National-Interesse durchkreuzte sich also immer mehr; die beyderseitigen Berührungs-Puncte waren jetzt nicht mehr blos in Europa zu suchen; sie fanden sich an allen Enden der Welt. Auch hatte die Rivalität der Nationen sich bereits unter den Stuarts, trotz der damaligen Einigkeit der Herrscher beyder Reiche, gezeigt. England war

*) Ich setze hinzu, der Europäischen Colonieen überhaupt. Gäbe es einen Schritt, wo nicht zum ewigen, doch zum dauernden Frieden für Europa, so wäre es eine solche geographische Absonderung der Colonial-Länder. Unstreitig ist dieß nur ein Traum; aber eben so gewiß wird bis dahin auch jeder Friede nur ein Waffenstillstand seyn!

1668 der Tripelallianz wider Frankreich gegen die Neigung Carl's II beygetreten; und wenn auch Carl in dem nächsten Kriege 1672 sich mit Ludwig gegen Holland verband, so nöthigte ihn doch schon das Geschrey des Volks, nach zwey Jahren von der Verbindung abzugehen. Es war also um die Zeit der Revolution in England schon eine wahre National-Rivalität gegründet; sie war nicht blos eine Frucht der Politik von Wilhelm III.

Allerdings trugen aber die persönlichen Gesinnungen und Verhältnisse dieses Fürsten auf vielfache Weise dazu bey, dieselben zu vergrößern, indem er sie zur festen Staatsmaxime erhob. Noch im Jünglingsalter (1672), als die Stütze der Republik der Niederlande dem mächtigen Herrscher von Frankreich gegenübergestellt, der sie stürzen wollte, den er, und der wiederum ihn persönlich haßte *), schien

*) Es ist aus den Memoires von *St. Simon* bekannt, daß dieser persönliche Haß zuerst durch die abschlägige Antwort entstand, die Wilhelm dem König ertheilte, als dieser ihm, noch als bloßem Prinzen von Oranien, eine

er schon seit diesem Zeitpunct nur für den einzigen Zweck zu leben, Ludwig entgegen zu arbeiten; und wurde die Seele aller der Verbindungen, die sich gegen ihn entspannen. Auf den Thron von England erhoben, hatte er jetzt diesen gegen ihn zu vertheidigen, da Ludwig seinen Nebenbuhler in Schutz nahm; der Krieg, noch zugleich durch eine Menge andrer Ursachen herbeygeführt, brach also nothwendig aus, und setzte fast ganz Europa in Flammen (1689–1697), bis Ludwig in dem Ryswiker Frieden sich bequemte, Wilhelm als König von England anzuerkennen.

Es giebt schwerlich ein anderes Beyspiel in der Geschichte, daß die Rivalität zweyer aufgeklärten Nationen zugleich auf so vielfachen Fundamenten gebaut wäre, als die zwischen England und Frankreich. Das Interesse der Selbstständigkeit, der Religion, des Handels,

seiner natürlichen Töchter zur Gemahlin anbieten ließ. — Nur lege man auf solche Anecdoten, auch wenn sie wahr sind, nicht zu viel Gewicht. Auch ohne diesen Vorfall würde die Sache nicht anders gegangen seyn.

waren hier mit dem des Regenten auf eine wunderbare Weise verschlungen. Darf man sich also wundern, wenn eine solche Rivalität eine der stärksten und zugleich der dauerhaftesten ward? Allein es ist Zeit, die Folgen zu entwickeln, welche dieselbe für die Bildung des nachfolgenden Brittischen Continental-Interesse überhaupt hatte; wir werden hier mehrere der Hauptfäden sich anspinnen sehen, an welcher das ganze Gewebe der folgenden Politik von Europa hieng.

Bündnisse auf dem festen Lande mußten unter den damaligen Umständen für England eine unausbleibliche Folge dieser Rivalität seyn. Es war ein Wettstreit mit einer Macht, die als Seemacht damals England ungefähr gleich, als Landmacht aber ihm unendlich überlegen war; und um so mehr überlegen bleiben mußte, da es noch lange währte, bis man hier es einsehen lernte, daß Vermehrung des stehenden Militairs nicht sogleich Schmälerung der National-Freyheit sey. England durfte sich also damals nicht schmeicheln, allein einen Kampf mit

Frankreich bestehen zu können; und diese einmal gegründete Idee blieb herrschende Idee selbst bis auf die Zeiten herunter, wo man ihre Richtigkeit mit großem Recht bezweifeln konnte; und daher zugleich das Princip der Continental-Politik.

Eine Verbindung mit derjenigen Macht, die als Landmacht zugleich den ersten Platz nach Frankreich behauptete und ihm das Gegengewicht hielt, war also eine natürliche Folge; und so entstand jene enge **Verbindung zwischen England und Oesterreich**; die das wahre Fundament der Brittischen Continental-Verhältnisse ward, und, wenn auch vorübergehend aufgelöset, doch bald sich aufs neue wieder anknüpfte; und wahrscheinlich auch immer wieder sich anknüpfen wird, so lange überhaupt die Rivalität zwischen England und Frankreich währt. Sie zog aber von selber, so lange noch ein Zweig des Habsburgischen Hauses in Spanien herrschte, auch eine Verbindung mit dieser Macht nach sich, und zwar um so mehr, da die Eroberungspläne von Ludwig XIV auf ihre Nie-

derländischen Provinzen fortdauernd gerichtet waren. Noch größer mußte aber nothwendig der Einfluß der Brittischen Politik auf **die vereinigten Niederlande** werden, da ihr Erbstatthalter zugleich jetzt König von England war; und so entstand das **große Bündniß** zu Wien (1689), in dem England seinen mächtigen Einfluß auf die Verhältnisse des festen Landes zum erstenmal in seiner ganzen Stärke zeigte.

Dieses Bündniß, und der darauf folgende Krieg, bis zum Ryswiker Frieden 1697, gaben dem Staatensystem des westlichen Europa's die meisten der Hauptformen, die ihm nachmals eigenthümlich geblieben sind. Die Verbindung der Seemächte (Englands und Hollands), mit Oesterreich, gegen die Macht, die als Landmacht und Seemacht fast gleich furchtbar war, bildet die Grundlage; und das Interesse dieser Staaten forderte eine solche Verbindung so klar, daß schwerlich politische Sophismen viel dagegen werden ausrichten können. Jene Staaten des festen Landes, die alle bereits die Erfahrung gemacht hatten, daß Ludwig

wig sich auf ihre Kosten vergrößern, oder selbst sie vernichten wollte, mußten darin das natürlichste Hülfsmittel gegen seine Uebermacht sehen; und in wie fern dieses bey England gleichfalls der Fall war, ist aus dem obigen klar.

Unter diesen Umständen brachte es die geographische Lage dieser Staaten mit sich, daß die damals noch Spanischen, nachmals Oesterreichischen, **Niederlande** gleichsam der Centralpunct dieser Verbündeten werden mußten. Sie waren auf der einen Seite das Hauptziel der Französischen Politik; und dagegen auf der andern gleichsam die Brücke, durch welche England mit seinen Verbündeten des festen Landes zusammenhieng. Durch sie führte der Weg nach Deutschland, und zu der Vereinigung mit den verbündeten Heeren; sie waren der Ableiter der Kriege für die Hauptländer der Oesterreichischen Monarchie; mit ihrer Unabhängigkeit von Frankreich stand oder fiel die Unabhängigkeit der vereinigten Niederlande, so wie des Deutschen Reichs; und mit diesem Allem sank

oder erhielt sich das Gleichgewicht von Europa. So ward und mußte die Erhaltung der Belgischen Provinzen eine der Hauptmaximen der Brittischen Continental-Politik werden; der dieser Staat wiederholt nicht ohne Ursache seine besten Kräfte aufgeopfert hat.

Indem England auf diese Weise seine Continental-Verbindungen auf allen Seiten anknüpfte, konnte es nicht fehlen, daß auch mehrere der kleinern Staaten in dieselben hineingezogen wurden. Nur diejenigen aber von ihnen verdienen hier angeführt zu werden, wo diese Verbindungen dauerhafter wurden; und unter diesen muß Savoyen zuerst genannt werden. Die unglückvolle Thätigkeit von Louvois nöthigte in dem Kriege von 1689 den Herzog Victor Amadeus II zum erstenmal an jenen großen Trauerspielen Antheil zu nehmen, die jetzt in Europa wiederholt aufgeführt wurden; und die Lage und Beschaffenheit seiner Staaten, die das Thor und das Bollwerk von Italien sind, mußten, so bald auch dieses Land ein

Schauplatz des Krieges ward, dem Beytritt dieses Hauses einen hohen Grad von Wichtigkeit geben, den die gewandte Politik seiner Herrscher in diesem gefährlichen Spiele mit den Mächtigern auf eine seltene Weise und mit noch seltenerm Glücke zu nutzen wußte. Von den übrigen Staaten Italiens, da Neapel noch Provinz war, war keiner wichtig genug, um Verbindungen mit ihm anknüpfen zu können; und die mit einzelnen **Deutschen** Fürsten brauchte man weniger zu suchen, da das gesammte Reich gewöhnlich seinem Oberhaupte zu folgen, und jeder der großen Oesterreichischen Kriege auch ein Reichskrieg zu werden pflegte.

Durch den Krieg von 1689 wurden also die Brittischen Continental-Verhältnisse eigentlich organisirt; und auf dem Grunde, der hier gelegt war, ward nachmals nur weiter fortgebaut. Den Beweis davon gab der schon nach 4 Jahren folgende **Spanische Successionskrieg.** Durch die Unterhandlungen, welche ihm vorhergingen, war England auf das tiefste in die

Verhältnisse des festen Landes verflochten worden; und würde, hätte auch Ludwig XIV durch die Anerkennung des Prätendenten gegen den Rysswiker Frieden dasselbe nicht zum Kriege gezwungen, doch schwerlich die Neutralität behauptet haben. Es galt hier die Entscheidung eines Streits, wovon nach den herrschenden Grundsätzen der damaligen Politik, — in wiefern mit Recht oder Unrecht kommt hier nicht in Betrachtung, — die Erhaltung des Gleichgewichts von Europa abhing.

Die Verbindungen Englands auf dem festen Lande in diesem Kriege waren also, mit Ausnahme der veränderten Verhältnisse in Spanien, fast gänzlich dieselbigen, wie in dem vorhergehenden; ungeachtet der Schöpfer dieser Verbindungen den Ausbruch desselben nicht mehr erlebte *). Allein die unveränderte Politik seiner Nachfolgerin, der Königin Anna, ungeachtet des Wechsels der Einfluß habenden Per-

*) Wilhelm III starb 1702.

sonen, giebt den deutlichsten Beweis, daß bey allem Gezänke der Parthien in England die Politik von Wilhelm doch nicht blos seine, sondern die der **Nation** gewesen war. Die **Verbindung mit Oesterreich** ward der Hauptfaden, an den sich Alles übrige anreihte, da nicht nur die Republik der **vereinigten Niederlande**, ungeachtet der abgeschaften Erbstatthalterwürde, ihrer Politik getreu blieb, sondern auch das **Deutsche Reich** an dem Kriege thätigen Antheil nahm, und der Herzog von **Savoyen**, wenn auch Anfangs auf Frankreichs Seite, doch bald von den Alliirten gewonnen ward. Dennoch hat der Spanische Successionskrieg die Brittische Continental-Politik auf mehr wie eine Weise anders modificirt, und ihr zugleich eine größere Stärke und einen größern Umfang gegeben; und diese Puncte bedürfen hier einer nähern Erläuterung.

Erstlich: Die alten Verbindungen, besonders die mit Oesterreich, wurden durch ihn weit mehr befestigt. Die damalige Föderation fand

das, wodurch jede Allianz nur erst furchtbar wird, Chefs, die fähig waren, sie zusammenzuhalten und ihr einen Geist einzuhauchen. Wo zeigte wohl die Geschichte ein Duumvirat, wie das von Eugen und Marlborough? Und wo wäre es nicht der glückliche Erfolg, der einer solchen Verbindung das Siegel der Festigkeit aufdrückte? Wenn gleich gegen das Ende des Kriegs die Verbindung dennoch zerfiel, so war es doch schon ein Beyspiel ohne Gleichen, daß sie so lange hatte dauern können; und auch jene Auflösung war nur vorübergehend, und der Faden knüpfte sich wieder an, so bald die Umstände es erforderten.

Zweytens: Eine bleibende Folge jenes Kriegs für die Brittische Continental-Politik war die enge Verbindung mit **Portugal**. Wenn dieser Staat nicht ohne Ursachen für seine Unabhängigkeit fürchtete, wie ein Bourbon den Thron von Spanien bestieg, und deshalb an die Verbündeten sich anzuschließen bereit war, so bedurften diese seiner, um den Krieg mit

einiger Wahrscheinlichkeit des Erfolgs selbst nach Spanien spielen, und Philipp von Anjou seines Thrones wieder berauben zu können. Allein eine solche, durch die Zeitumstände herbeygeführte, Verbindung würde doch nur vorübergehend gewesen seyn, wenn sie nicht durch stärkere Bande wäre befestigt worden. Dieß geschah durch den berühmten Handelstractat des Brittischen Ministers Methuen 1705, durch den den Brittischen Manufacturen, besonders den Wollenzeugen, in Portugal, so wie den Portugiesischen Weinen in England, ein freyer Eingang verstattet wurde. Es ist bekannt, daß kaum ein anderer Handelstractat so gewinnreich für England geworden ist, da der hier eröffnete Markt durch die erst kurz vorher aufgefundenen Goldgruben von Brasilien ein so unermeßlich reicher Markt wurde. So entstand, indem das Handelsinteresse auf das innigste mit dem politischen verflochten wurde, jene Anschließung Portugals an England, die selbst die heftigsten Stürme der Revolution nicht haben auflösen können.

Drittens: In dem Spanischen Successions-kriege wirkte England zum erstenmal durch die Ertheilung großer **Subsidien**. Der Reichthum von England in Verbindung mit dem Finanz-system, zu welchem unter Wilhelm III der Grund gelegt wurde, durch **Fundirung** der Staats-schuld sich einen unermeßlichen Credit zu verschaffen, hätte eine solche Erscheinung früher oder später hervorbringen müssen, wenn es nicht schon überhaupt in dem Character von Handels-staaten läge, die große Landkriege führen, daß sie dieses mehr oder weniger durch fremde, von ihnen bezahlte, Truppen thun. Mag dieses durch Subsidien, oder durch förmliches in Sold-Nehmen geschehen; es bleibt der Hauptsache nach dasselbe System, und die guten und üblen Folgen müssen auch dieselben bleiben. Der Spanische Successionskrieg gab bey seiner unnöthigen Fortsetzung durch den Abbruch der Friedensunterhandlungen 1708 schon ein gefährliches Beyspiel von der Leichtigkeit der Verlängerung solcher Kriege, so bald das Interesse der Parthie, die am Ruder sich befindet, sie fordert; allein

die

die Erfahrung hat auch wiederholt gezeigt, daß der Schaden davon auf England selber zurückfallen mußte.

Viertens: Die Bedingungen des Utrechter Friedens mußten die Continentalverhältnisse von England noch auf mehr wie Eine Weise verstärken, ohne sie doch — das neue Verhältniß gegen Spanien abgerechnet — wesentlich zu verändern. Dieß geschah aber theils durch die Abtretung der Spanischen Nebenländer in Europa, theils durch die Acquisitionen die England in America machte. Indem die bisherigen Spanischen Niederlande jetzt an Oesterreich kamen: blieb dieses dadurch, aus den oben entwickelten Ursachen, der natürliche Verbündete von England auf dem festen Lande; und die Abtretung der Italiänischen Besitzungen theils an Sardinien, theils gleichfalls an Oesterreich, bot neue Berührungspuncte eines gemeinschaftlichen Interesse für diese Staaten und für England in dem Mittelmeere dar, welches durch den Gewinn von Gibraltar und Minorca hier ohnehin schon

festen Fuß gefaßt hatte. Dagegen wurden die Bewilligungen des Assiento-Tractats von Spanien, und die Acquisition von Acadien in N. America die Keime zu künftigen Kriegen, die sich aber in der folgenden Periode erst lange nachher entwickelten.

Das Resultat, welches aus diesem Allem hervorgeht ist also: "daß, um die Zeit, als „das Haus Hannover zum Brittischen Thron „gelangte, das Continental-Interesse von Eng„land, nach seinen診Haupttheilen, schon völlig be„stimmt war." Die Rivalität mit Frankreich war das Fundament worauf es gebauet war; und so lange diese dauert, wird es, trotz allen momentanen Veränderungen, doch wesentlich dasselbe bleiben. Die freundschaftliche Verbindung in der England unter Georg I mit dem Regenten trat, schien zwar jene Rivalität zu beendigen; aber es schien auch nur so. Sie war nur die Folge eines innern Zwistes in dem Hause Bourbon, und hörte auch mit diesem wie-

der auf. Eine dauerndere und größere Veränderung machte freylich das Freundschafts-Bündniß zwischen Frankreich und Oesterreich, um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts, das England nöthigte, statt Oesterreichs sich einen andern Verbündeten an Preussen zu suchen; allein die Erfahrung hat auch jetzt schon wieder gezeigt, daß die Erneuerung der früheren Verhältnisse zwischen Frankreich und Oesterreich, auch wieder die zwischen Oesterreich und England anknüpfte; und selbst der Sturm der großen Revolution wird diese nicht auf immer trennen können. Wenn auch durch die Eroberung der Belgischen Provinzen der bisherige Berührungspunct zwischen England und Oesterreich verschwunden ist; so scheint dagegen an einem andern Ende von Europa sich schon ein anderer zu bilden. Das Schicksal des **Türkischen Reichs** interessirt beide Mächte auf gleiche Weise; mag dieser wankende Coloß früher oder später fallen, keine von beiden wird dabey gleichgültig bleiben können. Allein wir bedürfen noch erst weiterer Erfahrungen, um hierüber ein Urtheil zu wagen;

und so sey es mir erlaubt, die Auseinander=setzung des Brittischen Continental=Interesse in dem letzten Zeitraum, überhaupt mir für den zweyten Theil dieser Untersuchung vorzubehalten.